

«La Suisse existe – La Suisse n'existe pas»

Gesammelte Berichte zur Veranstaltungsreihe der SAGW und
ihrer Mitgliedgesellschaften im mehrfachen Jubiläumsjahr 2015

Recueil des rapports de la série de manifestations de l'ASSH
et de ses sociétés membres à l'occasion de l'année 2015
aux multiples commémorations



«La Suisse existe – La Suisse n'existe pas»

Gesammelte Berichte zur Veranstaltungsreihe der SAGW und
ihrer Mitgliedgesellschaften im mehrfachen Jubiläumsjahr 2015

Recueil des rapports de la série de manifestations de l'ASSH et
de ses sociétés membres à l'occasion de l'année 2015
aux multiples commémorations



Herausgeber

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften
Laupenstrasse 7, Postfach, 3001 Bern
Telefon +41 (0)31 306 92 50, sagw@sagw.ch
www.sagw.ch

Autorinnen

Luzia Budmiger, Manuela Cimeli, Fabienne Jan

Review und Korrektorat

Manuela Cimeli, Fabienne Jan, Druck- und Werbebegleitung

Umschlagbild

Wikimedia Commons/WillYs Fotowerkstatt

Layout

Delphine Gingin

Übersetzung

Synopsis Wirtschaftskommunikation, Manuela Cimeli, Fabienne Jan

Die Broschüre kann kostenlos bezogen werden bei der SAGW
oder unter www.sagw.ch/publikationen
© SAGW 2017



Copyright: © 2017 Akademien der Wissenschaften Schweiz. Dies ist eine Open-Access-Publikation, lizenziert unter der Lizenz Creative Commons Attribution (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>). Der Inhalt dieser Publikation darf demnach uneingeschränkt und in allen Formen genutzt, geteilt und wiedergegeben werden, solange der Urheber und die Quelle angemessen angegeben werden.

Zitiervorschlag:

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (2017)
La Suisse existe – La Suisse n'existe pas.
Swiss Academies Communications 12 (4).

ISSN (online): 2297 – 1823 (français)

ISSN (online): 2297 – 1807 (Deutsch)

DOI: <https://doi.org/10.5281/zenodo.846777>

Vorwort	4
Avant-propos	7
Es gibt sie! Es gibt sie so, wie wir sie uns erzählen	12
Elle existe! Elle existe telle que nous (nous) la racontons	15
Es gibt sie, weil es sie nicht gibt	19
Elle existe parce qu'elle n'existe pas	23
Zelebrierte Kleinheit, inszenierte Grösse	28
Célébration de la petitesse, mise en scène de la grandeur	32
Zwischen Monumentalität und Bescheidenheit	37
Entre monumentalité et modestie	40
Von der Fähigkeit, mit Sprachbrocken zu basteln	44
De l'habileté de bricoler avec des «briques» de langues	46
Zwei Institutionen trotzen dem «Ausverkauf»	49
Deux institutions résistent au «bradage»	51
Gibt es einen Schweizer Sozialstaat?	54
Existe-t-il un Etat social suisse?	58
Woher kommst du?	63
D'où viens-tu?	64
Wie Schweizer Bilder das Bild der Schweiz im Ausland formen	66
Comment l'art pictural suisse contribue à l'image de la Suisse à l'étranger	68
Der Blick des 18. Jahrhunderts auf die Schweiz	71
Le regard du XVIII ^e siècle sur la Suisse	72
Fuss fassen im Neuland	74
Prendre pied en terre inconnue	75

Vorwort

Manuela Cimeli

«La Suisse n'existe pas» – unter diesem Motto des Künstlers Ben Vautier präsentierte sich der Schweizer Pavillon an der Weltausstellung von 1992 in Sevilla. Es war eine provokative Anspielung auf die Frage nach nationaler Identität in einer Schweiz mit vier Sprachregionen und drei Landessprachen. Heute, mehr als zwanzig Jahre später, scheint die Aussage aktueller denn je.

In der von der SAGW initiierten Veranstaltungsreihe sollten die vielen verschiedenen «Schweizen» thematisiert und aus unterschiedlichen geistes- und sozialwissenschaftlichen Perspektiven kritisch diskutiert werden. Insgesamt fünfzehn Mitgliedsgesellschaften luden zwischen Juni 2015 und April 2016 dazu ein, eine facettenreiche Schweiz zu entdecken und kritisch über diese nachzudenken. Auf der eigens dafür gestalteten Website www.lasuissenexistepas.ch sind die Berichte jeder Veranstaltung aufgeschaltet, auf der Website www.sagw.ch sind zu einzelnen Veranstaltungen Blog-Einträge verfügbar, und im SAGW-Bulletin sind gekürzte Fassungen der Berichte abgedruckt.

Das mehrfache Jubiläumsjahr 2015¹ behandelte die Frage nach der Identität der Schweiz ausgiebig. Die SAGW-Auftaktveranstaltung vom 29. Mai 2015 in Bern reflektierte das Selbstbild des Fachs Geschichte vor dem Hintergrund der medialen Suche nach einer Erklärung für die Existenz der Schweiz in ihrer heutigen Form. Dieses Sehnen nach einer Legitimation manifestiert sich in der Gestaltung einer Vergangenheit, mit welcher wir uns in der Gegenwart identifizieren können und die uns gleichzeitig eine sinnvolle Perspektive für die Zukunft bietet.

Quelle für die spätere Entstehung der schweizerischen Nationalidee war der «Helvetismus» des 18. Jh., einer Epoche, die von Unsicherheit und der Suche nach der Unterscheidung zwischen *Fremd-* und *Selbstbild* sowie zwischen *Selbstbild* und *Selbst* gekennzeichnet war und die das Bild der Berge als identitätsstiftend für die Schweiz begründete.

Nicht immer allerdings entsprachen die verwendeten Identifikationsformen auch wirklich der Realität. So zeichneten beispielsweise der Mythos der Dörfli-

1 Im Jahr 2015 wurden in der Schweiz folgende Jubiläen begangen: Schlacht von Morgarten (1315), Eroberung des Aargaus (1415), Schlacht bei Marignano (1515), Neutralität als Folge des Wiener Kongresses, Besiegelung des Bundesvertrags und Zuwachs von neuen Kantonen zur Eidgenossenschaft (VS, NE, GE) (1815).

schweiz und der Burgenkult – Phänomene, welche sich gegen Ende des 19. Jh. entwickelten – eine Einheit jenseits von Konfessions- und Sprachgrenzen, die es so in der Schweiz nie gab. Eine Rekonstruktion der Geschichte des heutigen Westflügels des Bundeshauses, der kurz nach 1848 als erstes offizielles Regierungsgebäude entstand, spiegelt einerseits, wie sich die Schweiz zu jenem Zeitpunkt selber sah, und andererseits, wie sich das Land im Zeitalter der Gründung von Nationalstaaten gegen aussen repräsentieren wollte.

Auch heute noch sind Kunst und Kultur zentrale Elemente, mittels deren im Ausland ein Bild der Schweiz vermittelt wird. Neben den «Kunstsammlungen des Bundes», die dem Bundesamt für Kultur angehören, sind Pro Helvetia und die Schweizer Botschaften dafür zuständig. Zurzeit ist eine «virtuelle Nationalgalerie» im Aufbau, welche die Werke der Bundeskunstsammlung, zumindest digital, der Öffentlichkeit zugänglich machen wird.

Die Vielfalt der heutigen Schweiz zeigt sich deutlich bei der Frage nach der schweizerischen Bildungsforschung beziehungsweise nach dem Sozialstaat Schweiz. Fazit ist, dass es eine schweizerische Bildungsforschung durchaus gibt – aber nur dank der kulturellen Differenzen und gerade wegen der fehlenden Einheit zwischen den verschiedenen Landesteilen. Sozialstaat hingegen gibt es in der Schweiz nicht nur einen, sondern deren 27. Die Kantone besitzen eine, vom Bund vorgegebene, gemeinsame Basis und zusätzlich 26 Varianten oder Interpretationen, die sich teilweise stark voneinander unterscheiden.

Und doch, trotz ihrer Vielfalt, bildet die heutige Schweiz nicht für alle eine geeignete Identifikationsbasis. Viele Menschen fühlen sich ausgeschlossen und müssen individuelle Prozesse entwickeln, um mit ihrer Situation leben zu können beziehungsweise möglichst schnell Aufnahme in die Gesellschaft zu finden.

Wir leben heute in einer vielsprachigen Realität, denn zu den Landessprachen haben sich schon längst unzählige weitere Sprachen gesellt. Daraus hat sich eine komplexe Sprachenlandschaft entwickelt, die sich durch Sprachenmischen, das sogenannte «Switchen» oder «Mischen», kennzeichnet. Gutes Sprachenmischen ist allerdings eine ebenso anspruchsvolle wie unterschätzte Sache, die noch zu wenig im Bewusstsein verankert ist.

Die reiche Themenauswahl und die verschiedenen Herangehensweisen an die von uns vorgegebene Thematik «La Suisse existe – La Suisse n'existe pas» haben, aus historischer Perspektive, auf nationaler Ebene eine grosse Flexibilität und Fähigkeit der Schweiz aufgezeigt, mit immer wieder neuen Situatio-

nen umzugehen. Der seit langem gelebte kompromissorientierte Umgang mit der Vielfalt innerhalb der eigenen Landesgrenzen prädestiniert das Land dazu, sich neuen Situationen grundsätzlich zuversichtlich zu stellen und unbekannte Herausforderungen lösungsorientiert anzugehen.

Auf lokaler und regionaler Ebene hingegen manifestieren sich nach wie vor individuelle Stärken und Meinungen, die zu kantonalen Unterschieden führen. Insofern haben einzelne Veranstaltungen durchaus bestätigt, dass das Motto «La Suisse n'existe pas» für ihr spezifisches Untersuchungsgebiet zutrifft, während andere aufgezeigt haben, dass trotz oder gerade aufgrund der komplexen und vielfältigen Situation «La Suisse existe» durchaus zutrifft.

Wir bedanken uns bei allen, die an dieser Veranstaltungsreihe als Organisatorinnen und Organisatoren von Veranstaltungen oder auch als Autorinnen und Autoren von Blog-Einträgen mitgewirkt haben. Folgende Fachgesellschaften der SAGW waren beteiligt:

- Schweizerische Gesellschaft für Bildungsforschung (SGBF)
- Nationale Informationsstelle zum Kulturerbe (NIKE)
- Schweizerischer Burgenverein
- Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (GSK)
- Schweizerische Sprachwissenschaftliche Gesellschaft (SSG)
- Vereinigung der Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker in der Schweiz (VKKS)
- Schweizerische Asiengesellschaft (SAG)
- Schweizerische Gesellschaft für Religionswissenschaft (SGR)
- Schweizerische Theologische Gesellschaft (SThG)
- Schweizerische Gesellschaft Mittlerer Osten und Islamische Kulturen (SGMOIK)
- Schweizerische Ethnologische Gesellschaft (SEG)
- Schweizerische Vereinigung für Sozialpolitik (SVSP)
- Schweizerische Gesellschaft für Soziologie (SGS)
- Schweizerische Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts (SGEAJ)
- Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde (SGV)

Wir bedanken uns bei Nadja Birbaumer für ihre Initiative in der Anfangsphase der Reihe. Ein besonderer Dank geht auch an die Autorin der Veranstaltungsberichte, Luzia Budmiger: Sie hat, bis auf einen, alle Berichte verfasst. Vielen Dank auch an Fabienne Jan für das Verfassen des Berichts «Existe-t-il un Etat social suisse?».

Avant-propos

Manuela Cimeli

«La Suisse n'existe pas» – c'est sous cette devise de l'artiste Ben Vautier qu'a été placé le pavillon suisse de l'Exposition universelle de Séville en 1992. Il s'agissait d'une allusion provocatrice à la question de l'identité nationale d'une Suisse aux quatre régions linguistiques et aux trois langues officielles. Aujourd'hui, quelque vingt-cinq ans plus tard, l'énoncé semble plus actuel que jamais.

Il était question, dans la série de manifestations initiée par l'ASSH, de thématiser la pluralité de la Suisse – les multiples Suisses différentes – et d'en débattre de divers points de vue des sciences humaines et sociales. Au total, ce ne sont pas moins de quinze sociétés membres de l'Académie qui ont invité le public, entre juin 2015 et avril 2016, à découvrir une Suisse aux multiples facettes et à y réfléchir de manière critique. Sur le site Internet élaboré spécifiquement pour l'occasion, www.lasuissenenexistepas.ch, se trouvent les rapports des différents événements organisés dans le cadre de la série; par ailleurs, sur le site Internet de l'Académie, www.assh.ch, quelques contributions au blog ont été consacrées à l'une ou l'autre manifestation. Enfin, des versions abrégées des rapports ont paru dans le bulletin de l'ASSH.

En 2015, cette année aux multiples commémorations¹, la question de l'identité de la Suisse a été abondamment abordée. La manifestation de lancement de la série, organisée par l'ASSH le 29 mai 2015 à Berne, a analysé l'image de soi de l'histoire comme discipline dans le contexte de la recherche d'une explication de l'existence de la Suisse dans sa configuration actuelle. Cette aspiration vers une légitimation se manifeste dans la création d'un passé auquel nous pouvons nous identifier dans le présent et qui nous offre tout à la fois une perspective sensée pour le futur.

La création de l'idée nationale suisse a trouvé source dans l'helvétisme du XVIII^e siècle, une époque marquée par l'incertitude et par la recherche d'une distinction entre *perception par autrui* et *perception de soi* de même qu'entre *l'image de soi* et ce *soi*; une époque, aussi, qui a établi l'image de la montagne comme créatrice d'identité pour la Suisse.

¹ En 2015, on a célébré en Suisse les commémorations suivantes: la Bataille de Morgarten (1315), la conquête de l'Argovie (1415), la Bataille de Marignan (1515), la neutralité suite au Congrès de Vienne, la signature du Pacte fédéral et l'entrée de nouveaux cantons dans la Confédération (Valais, Neuchâtel et Genève) (1815).

Il faut toutefois noter que les formes d'identification utilisées ne correspondaient pas toujours à la réalité. Ainsi, le mythe de la Suisse des petits villages et des châteaux – un phénomène qui s'est développé vers la fin du XIX^e siècle – a dépeint une unité de chaque côté des frontières linguistiques et confessionnelles qui n'a jamais existé telle quelle en Suisse. Une reconstitution de l'historique de ce qui est aujourd'hui l'aile ouest du Palais fédéral, qui a été le premier bâtiment officiel du gouvernement, érigé peu après 1848, reflète d'une part comment la Suisse se voyait elle-même à cette époque et d'autre part, comment le pays voulait se représenter vis-à-vis de l'extérieur, à l'époque de la fondation des Etats-nations.

Aujourd'hui encore, l'art et la culture sont des éléments centraux, par le biais desquels une image de la Suisse peut être véhiculée à l'étranger. En plus des «Collections d'art de la Confédération», qui sont rattachées à l'Office fédéral de la culture, Pro Helvetia et les ambassades suisses sont chargées de cette mission. Actuellement, une «galerie nationale virtuelle» est en cours d'élaboration; celle-ci a pour but de rendre accessible au grand public, du moins numériquement, les principales œuvres des collections d'art de la Confédération.

La diversité de la Suisse d'aujourd'hui apparaît clairement dans les questions touchant à la recherche en éducation d'une part, et aux politiques sociales d'autre part. En résumé, nous pouvons constater qu'il existe une recherche en éducation suisse – mais seulement à la faveur des divergences culturelles et précisément en raison du manque d'unité entre les différentes parties du pays. Quant à l'Etat social, nous pouvons dire qu'il n'en existe pas seulement un, mais bien 27: un socle commun édicté par la Confédération et ses 26 variantes ou interprétations cantonales, qui présentent parfois des différences considérables.

Et pourtant, en dépit de sa diversité, la Suisse n'offre pas à chacun une base d'identification possible. De nombreuses personnes se sentent exclues et doivent développer des stratégies individuelles pour pouvoir s'accommoder de leur situation, sinon trouver leur place dans la société le plus rapidement possible.

Nous vivons aujourd'hui dans un environnement multilingue, ce d'autant plus qu'aux langues nationales sont venues depuis longtemps déjà s'ajouter d'innombrables autres langues. Il en résulte un paysage linguistique des plus complexes qui se caractérise par le panachage des langues, à savoir l'utilisation du «switch» et du «mix». Un bon brassage de langues suppose des compétences aussi exigeantes que sous-estimées qui sont encore trop peu présentes dans la conscience générale.

La riche palette des sujets abordés et les différentes approches de la thématique proposée par l'Académie, «La Suisse existe – La Suisse n'existe pas», ont mis en évidence, du point de vue historique, une grande flexibilité et une capacité de la Suisse à gérer des situations toujours nouvelles. La Suisse a adopté depuis longtemps une attitude empreinte de compromis envers la diversité à l'intérieur de ses frontières, attitude qui a prédestiné le pays à faire face avec confiance au changement et à aborder les nouveaux défis avec pragmatisme.

Au niveau local et régional, au contraire, se manifestent des points forts et des sensibilités particulières, qui conduisent aux différences entre cantons. Sur ce point, quelques manifestations ont confirmé que le slogan «La Suisse n'existe pas» était fondé pour leurs domaines de compétences respectifs, alors que d'autres ont montré que malgré (ou peut-être justement en raison de) sa complexité et ses multiples facettes, «la Suisse existe» bel et bien.

Nous tenons à remercier toutes celles et ceux qui ont participé en tant qu'organisateur-trices d'événements dans cette série ou en tant qu'auteur-e-s de contributions au blog. Les sociétés membres de l'ASSH suivantes ont été impliquées:

- Société suisse pour la recherche en éducation (SSRE)
- Centre national d'information sur le patrimoine culturel (NIKE)
- Association Suisse Châteaux forts
- Société d'histoire de l'art en Suisse (SHAS)
- Société Suisse de Linguistique (SSL)
- Association suisse des historiennes et historiens de l'art (ASHHA)
- Société Suisse-Asie
- Société suisse pour la science des religions (SSSR)
- Société suisse de théologie (SSTh)
- Société Suisse Moyen Orient et Civilisation Islamique (SSMOCI)
- Société suisse d'ethnologie (SSE)
- Association Suisse de Politique Sociale (ASPS)
- Société suisse de sociologie (SSS)
- Société suisse pour l'étude du XVIII^e siècle (SSEDS)
- Société Suisse des Traditions Populaires (SSTP)

Nous remercions ici Nadja Birbaumer pour sa collaboration pendant la phase initiale de la série. Nous adressons par ailleurs un remerciement particulier à Luzia Budmiger, à qui nous devons la rédaction de l'intégralité des rapports à l'exception du texte «Existe-t-il un Etat social suisse?», rédigé par Fabienne Jan que nous remercions également.



29.5.2015 La Suisse existe – La Suisse n'existe pas
Manifestation inaugurale | ASSH
Berne, Unitobler

Es gibt sie! Es gibt sie so, wie wir sie uns erzählen

Ein gutes Dutzend ihrer Mitgliedgesellschaften haben den Anstoss der SAGW aufgenommen, sind Kollaborationen untereinander eingegangen und stellen ihren Zugang zum Thema «La Suisse existe – La Suisse n'existe pas» in einer zehnteiligen Veranstaltungsreihe zur Debatte. Die Eröffnungsveranstaltung vom 29. Mai 2015 in Bern nahm die im mehrfachen Jubiläumsjahr 2015 medial ausgiebig verhandelte Identität der Schweiz zum Anlass, das Gemeingut «Gebrauchsgeschichte» zu beleuchten und dabei das Selbstbild des Fachs Geschichte zu reflektieren.

Im Jubiläumsjahr erzählen wir uns, wer wir sind. Während die Geburtstagstorte hereingetragen, die Kerzen ausgeblasen, die Flaggen gehisst und das Feuerwerk gezündet werden, schildert jemand, wie das damals war. Wie die Geburt verlief. Die Taufe. Die Kämpfe und Krämpfe der Adoleszenz. Anekdoten werden zum Besten gegeben. Es wird berichtet, wie es dazu gekommen ist, dass wir sind, wer wir sind. Alle kennen wir die Geschichten, die Anekdoten. Doch wir hören zu, ein weiteres Mal. Schliesslich sind auch die Erzählenden älter geworden, haben einiges erlebt seit dem letzten Jubiläumsfest. Haben ihre Kinder mitgebracht, und auch diese geben nun die Anekdoten wieder, auf ihre eigene Art und Weise.

Was wird uns da erzählt? Warum wird es uns erzählt? Und warum hören wir zu? Vor allem aber: Wer erzählt da eigentlich? Und wem? Zwischen diese Fragen spannten sich die Beiträge der Rednerinnen und Redner der Auftaktveranstaltung von «La Suisse existe – La Suisse n'existe pas», die am 29. Mai als öffentliche Veranstaltung im Anschluss an die Präsidentenkonferenz der SAGW an der Unitobler in Bern stattfand.

Das unberührbar Angenehme

Antworten unter anderem auf die Frage nach dem *Was*, die Frage nach den formalen und inhaltlichen Eigenheiten von Erzählungen der Art, wie sie uns anlässlich der Jährung von Schlachten und Vertragsunterzeichnungen angeboten werden, gab das Referat von Irène Herrmann. Obwohl unbestrittenermassen konstruiert, geben Nationalmythen stets vor, ein «unberührbares Wissen» zu vermitteln, so die Professorin für Transnationale Schweizer Geschichte an der Universität Genf. Dieses unberührbare Wissen ist zugleich ein «angenehmes Wissen», das über räumliche und zeitliche Zäsuren hinweg eine Möglichkeit zur Identifikation für alle bietet.

Die spezifisch schweizerischen Eigenheiten der Nationalmythen beziehungsweise – um einen seit einigen Jahren gebräuchlichen, auf Eric Hobsbawm zurückgehenden Begriff zu bemühen – der *invention of tradition* thematisierte insbesondere André Holenstein, Professor für ältere Schweizer Geschichte und vergleichende Regionalgeschichte an der Universität Bern. Geburt und Taufe werden im Falle der Schweiz im Unterschied zu anderen Nationen aus einer nationalen Binnensicht heraus erzählt. Die Staatenbildung wird als Verdienst des Landes selber – etwa als Ergebnis kriegerischer Tapferkeit, Selbstbeschränkung und der Fähigkeit zum Kompromiss – dargestellt.

Verdreht und zurechtgestutzt, zusammengesetzt aus dem, was sich als angenehmes Wissen zur Identifikation für alle eignet – die selektive Erinnerung, welche uns die Nationalmythen offerieren, kommen in der Regel als etwas ungeheuer Simplex daher. Bei aller Simplizität aber lohnt es sich, genau hinzuschauen, um auch die Vielfalt und das Partikulare, das sich den Erzählungen beimischt, nicht zu übersehen. Ein Plädoyer hierfür war der Beitrag des Historikers und Journalisten Thomas Zaugg.

Am Beispiel Philipp Etters, des Vaters der geistigen Landesverteidigung und Verfassers der Kulturbotschaft von 1938, zeigte Thomas Zaugg auf, wie sehr vermeintlich eindimensionale Mythen von individuellen Werten und Absichten geprägt sein können. Im Falle Etters war es insbesondere ein katholischer Hintergrund, der zu Erzählungen führte, die von der Tradition der Bauernbefreiungsgeschichte abweichen und etwa den Zusammenhang zwischen dem Konzept der Demokratie und jenem des Gottesdienstes forcieren.

Gemeingut Gebrauchsgeschichte

Seien es nun partikulare oder weit geteilte Absichten – von Interessen irgend-einer Art sind die Geschichten, die beim Hereintragen der Geburtstagstorte zum Besten gegeben werden, stets bestimmt. Die Frage nach dem *Was* führt unweigerlich zur Frage nach dem *Wer*. Wer erzählt? Aus der Argumentation André Holensteins geht die «Gebrauchsgeschichte» als zentrales Stichwort für die Beantwortung dieser Frage hervor. Nicht wissenschaftliche, sondern politische Interessen und Kontroversen – etwa diejenigen bezüglich der Verortung der Schweiz in Europa – bestimmen die Gebrauchsgeschichte. Fachhistorikerinnen und Fachhistoriker haben also kein Exklusivrecht auf die Deutung der Vergangenheit.

So ist es, oder scheint es zu sein. Doch inwieweit *soll* dem auch so sein? Welche Rolle kommt den Historikern auf dem «Marktplatz der Mythen» zu? Gibt es eine Pflicht, korrigierend einzugreifen in die Konstruktion der Gebrauchsgeschichte, die allen gehört? Und inwiefern ist die Disziplin Geschichte selbst dem Erzäh-

len verhaftet? Muss sie das Erzählen hochhalten, um sich von einem blossen Rapportieren der Vergangenheit abzugrenzen? Fragen wie diese wurden in der lebhaft geführten und von André Holenstein moderierten Diskussion zwischen Referenten und Publikum im Anschluss an die Vorträge aufgeworfen.

Geschichte als Vehikel

Den Bogen vom *Wer* zum *Warum* schliesslich schlug der Beitrag von Joëlle Kunz, Journalistin und Autorin von «La Suisse ou le génie de la dépendance». Erst wenn die Alten den Saal verlassen haben, finden die Kinder zu ihrer eigenen Version der Erzählung, lautete eine ihrer Thesen. In ihrem Referat prüfte Joëlle Kunz, inwieweit sich die Metapher der Familie und der Familiengeschichte auf die Gesellschaft übertragen lässt. Und auf die Frage, warum es so wichtig ist, dass die junge Generation ihre eigene Version der Erzählung findet, gibt sie eine Antwort, die vielleicht nicht nur einen zentralen Wert der Gebrauchsgeschichte, sondern auch der Geschichte als akademische Disziplin einfängt: Wir brauchen eine Vergangenheit, die für uns in der Gegenwart Sinn macht und uns zugleich in die Zukunft trägt.

Elle existe! Elle existe telle que nous (nous) la racontons

Une bonne douzaine de sociétés membres ont suivi l'impulsion de l'ASSH et ont entamé des collaborations entre elles pour ouvrir, dans le cadre d'une série de dix manifestations, le débat sur leurs approches respectives du sujet: «La Suisse existe – La Suisse n'existe pas». La cérémonie d'ouverture, le 29 mai 2015 à Berne, a saisi l'occasion de la médiatisation de l'identité helvétique en cette année de commémoration pour mettre en lumière ce bien commun qu'est le roman national et de réfléchir dans ce contexte à la perception de soi dans l'Histoire en tant que discipline.

Une année de célébration est l'occasion de nous raconter qui nous sommes. On sert le gâteau d'anniversaire, on souffle les bougies, on hisse les drapeaux, on tire le feu d'artifice. Et quelqu'un nous raconte comment cela se passait à l'époque. Comment s'est passée la naissance, le baptême, les combats et les spasmes de l'adolescence. On lance des anecdotes. On raconte comment nous sommes devenus qui nous sommes. Nous connaissons tous ces histoires, ces récits. Mais nous écoutons, une fois de plus. Ceux qui racontent ont vieilli, ils ont vécu depuis les dernières célébrations. Ils sont venus accompagnés de leurs enfants qui, eux aussi, reprennent ces anecdotes, mais à leur manière.

Qu'est-ce qui nous est conté? Pourquoi est-ce raconté? Et pourquoi écoutons-nous? Mais surtout: qui raconte? Et à qui? C'est autour de ces questions que tournaient les contributions des intervenantes et intervenants lors de la cérémonie d'ouverture de «La Suisse existe – La Suisse n'existe pas» qui s'est déroulée comme manifestation publique à la suite de la Conférence des président-e-s de l'ASSH le 29 mai à l'Unitobler à Berne.

L'intouchable agréable

Des réponses entre autres à la question du *quoi*, la question des formes et des contenus caractéristiques des histoires qu'on nous offre lors des anniversaires de batailles et de signatures de traités, furent avancées par Irène Herrmann. Alors qu'il n'y a pas de doute concernant le fait qu'ils soient des constructions, les mythes nationaux prétendent toujours transmettre un «savoir intouchable», selon la professeure ordinaire en Histoire transnationale de la Suisse à l'Université de Genève. Un savoir intouchable, mais surtout un savoir agréable, qui offre à tous une possibilité d'identification par-delà l'espace et le temps.

Les caractéristiques spécifiquement helvétiques des mythes nationaux ou – pour citer une expression usitée depuis quelques années, employée pour la première fois par Eric Hobsbawm – de l'«*invention de la tradition*» (*invention of tradition*) furent notamment le sujet de la communication d'André Holenstein, professeur titulaire d'Histoire de la Suisse de l'Ancien Régime et d'Histoire régionale comparée à l'Université de Berne. A la différence d'autres nations, la Suisse raconte sa naissance et son baptême du dedans, de son propre point de vue national. La construction de l'Etat est présentée comme issue d'un mérite du pays lui-même, un résultat de sa vaillance guerrière, sa sobriété et son attitude conciliante.

Remaniée et édulcorée, composée de ce savoir agréable qui permet à tous de s'identifier, la mémoire sélective que nous proposent les mythes nationaux se présente en règle générale comme une histoire extrêmement simple. Mais malgré cette simplicité, un regard approfondi s'impose pour ne pas négliger la diversité de ces contes et ce qu'ils recèlent de particulier. Un plaidoyer dans ce sens fut la contribution de l'historien et journaliste Thomas Zaugg.

A l'exemple de Philipp Etter, père de la défense spirituelle et auteur du message culture de 1938, Thomas Zaugg démontra à quel point des mythes apparemment simplistes peuvent être empreints de valeurs et d'intérêts individuels. Dans le cas d'Etter, c'était notamment un contexte catholique qui l'a conduit à réinterpréter les contes traditionnels de l'émancipation des paysans pour mettre l'accent sur le rapport entre le concept de la démocratie et celui de l'eucharistie.

Ce bien commun qu'est le roman national

Que les intentions soient particulières ou communes, les histoires racontées au moment du partage du gâteau d'anniversaire sont toujours dictées par quelque intérêt. La question du *quoi* mène inévitablement à la question du *qui*. Qui raconte? Dans l'argumentation d'André Holenstein, le mot-clé et la réponse à cette question est le roman national. Ce n'est pas une démarche scientifique, mais des intérêts et divergences politiques – comme ceux concernant la localisation de la Suisse au sein de l'Europe, par exemple – qui forgent le roman national. Les historiennes et historiens professionnels ne sont pas les seul(e)s à pouvoir interpréter le passé.

C'est ainsi, ou semble être ainsi. Mais dans quelle mesure *faut-il* que ce soit ainsi? Quel est le rôle des historiens sur le «marché des mythes»? Existe-t-il une obligation d'intervenir, de corriger la construction de ce roman national qui appartient à tous? Et dans quelle mesure l'Histoire comme discipline est-elle elle-même prisonnière du conte? Faut-il qu'elle perpétue le conte plutôt que de s'en tenir aux faits historiques? Telles sont les questions qui furent vivement dé-

battues lors de la discussion animée par André Holenstein entre les intervenants et le public à la suite des conférences.

L'Histoire comme vecteur

Enfin, le lien entre le *qui* et le *pourquoi* fut établi par Joëlle Kunz, journaliste et auteure de «La Suisse ou le génie de la dépendance». Ce n'est que lorsque les ancêtres ont quitté la salle que les enfants trouvent leur propre version de l'histoire, telle est l'une de ses thèses. Dans son exposé, Joëlle Kunz examine dans quelle mesure la métaphore de la famille et de l'histoire familiale est applicable à la société. Et à la question de savoir pourquoi il est si important pour la jeune génération de trouver sa propre version de l'histoire, elle donne une réponse pertinente non seulement pour le roman national, mais aussi pour l'Histoire en tant que discipline universitaire: nous avons besoin d'un passé qui donne du sens au présent tout en nous portant vers l'avenir.



11.6.2015 **Die Erziehungswissenschaft in der Schweiz im Kontext
sprachlicher und kultureller Vielfalt**
SGBF | Schweizerische Gesellschaft für Bildungsforschung
Zürich, Universität

Es gibt sie, weil es sie nicht gibt

Ben Vautiers Slogan «La Suisse n'existe pas», mit dem sich die Schweiz an der Weltausstellung 1992 präsentierte, spielte damals auf die vielfachen sprachlichen und kulturellen Differenzen innerhalb dieses kleinen Landes an. Mit der Veranstaltung «Die Erziehungswissenschaft in der Schweiz im Kontext sprachlicher und kultureller Vielfalt» nahm die Schweizerische Gesellschaft für Bildungsforschung (SGBF) Vautiers Behauptung zum Anlass, ihre eigene Disziplin zu reflektieren. Gibt es die Schweiz in Bezug auf die Erziehungswissenschaften? Gibt es eine schweizerische Bildungsforschung? Diese Fragen wurden von den Referierenden und dem an der Diskussion beteiligten Publikum zu beantworten versucht.

Welche Wirksamkeit haben Leitbilder bei Reformprozessen an Schweizer Mittelschulen? Wie wurde der Schulausschluss von sogenannt unzumutbaren Schülerinnen und Schülern in der Schweiz im 20. Jahrhundert vollzogen? Fragen wie diese beschäftigen Erziehungswissenschaftlerinnen und Erziehungswissenschaftler. In ihren Antworten versuchen sie – wie Forschende jeder anderen empirisch arbeitenden Disziplin auch – zu verallgemeinern. Sie versuchen aus einer geografisch oder zeitlich begrenzten Datengrundlage eine Aussage zu gewinnen, die über den konkreten untersuchten Ausschnitt hinausgeht. Beispielsweise versuchen sie, eine Aussage über das 20. Jahrhundert zu machen. Oder eben über die Schweiz.

Dieses Bestreben nach Verallgemeinerung wird im Falle der Erziehungswissenschaften – anders oder zumindest stärker als in anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen – durch zwei Umstände erschwert, die in die Gegenrichtung zielen, nämlich in die Richtung des Partikularen. Zum einen sind Forschende in kulturellen und sprachlichen Kontexten verankert, was in einem heterogenen Selbstverständnis des Faches innerhalb der Schweiz resultiert. Zum anderen ist der Untersuchungsgegenstand an sich heterogen. Thesen, die auf Untersuchungen in einem Kanton oder einer Sprachregion beruhen, lassen sich aufgrund des föderalistischen Bildungssystems der Schweiz nur schwer auf andere Sprachregionen übertragen. «Welche Schweiz wurde hier untersucht?» So lautet eine der ersten Fragen, die an eine Forschungsarbeit der Erziehungswissenschaften gestellt werden muss.

Vor diesem Hintergrund ist die Frage nach der Existenz einer schweizerischen Bildungsforschung als Frage nach der Möglichkeit einer Verallgemeinerung

zu verstehen – wobei diese Frage in zwei Richtungen zielt. Sie kann einerseits als Frage danach verstanden werden, ob es erziehungswissenschaftliche Forschungsergebnisse gibt, welche die Schweiz in ihrer Gesamtheit im Blick haben. Sie kann aber auch als Frage danach verstanden werden, ob es ein gemeinsames und in diesem Sinne schweizerisches Selbstverständnis der Disziplin gibt. Die Veranstaltung der SGBF widmete sich – mit Beiträgen von Referierenden aus der deutsch-, der französisch- und der italienischsprachigen Schweiz – beiden Fragen.

Bildungsforschung über die Schweiz

Die erste Frage wurde insbesondere von Lucien Criblez, Professor für Historische Bildungsforschung an der Universität Zürich, thematisiert – und negativ beantwortet. Eine schweizerische Bildungsforschung, verstanden als Disziplin, welche die Schweiz als Ganzes im Blick hat, gibt es nicht. In Anlehnung an Vautiers Slogan ausgedrückt: Die Schweiz, verstanden als ganzheitlich betrachteter Untersuchungsgegenstand der Erziehungswissenschaften, existiert nicht.

Ausschlaggebender Grund hierfür ist nach Lucien Criblez der Umstand, dass in Bezug auf Forschungsergebnisse aus den jeweils anderen Sprachregionen der Schweiz eine «grossartige gegenseitige Nichtbeachtung» bestehe. Fachliteratur aus der und über die französischsprachige Schweiz beispielsweise werde in entsprechenden Debatten im deutschen Sprachraum nicht oder kaum berücksichtigt. Der Bildungsforscher weist hiermit auf ein Phänomen hin, das auch in anderen wissenschaftlichen Disziplinen beobachtet werden kann, wohl aber aus unterschiedlichen, jeweils spezifischen Gründen zustande kommt.

Als mögliche Ursachen für den Bereich der Erziehungswissenschaften wurden im Verlauf der Veranstaltung eine Vielzahl von Faktoren zur Diskussion gestellt. Genannt wurde etwa die Annahme, dass sich die Besetzung von Professuren in den Erziehungswissenschaften – wie in anderen Fächern auch – weniger an nationalen Einheiten denn an Sprachräumen orientiert. Dies kann beispielsweise zur Folge haben, dass an einer Genfer Universität Forschende aus Frankreich tätig sind, welche die anderen Landessprachen der Schweiz nicht auf professionellem Niveau beherrschen. Eine weitere Erklärung ging aus dem Beitrag von Bernard Schneuwly, Professor für Sprachdidaktik an der Universität Genf, hervor. Wie sein Referat unter anderem aufzeigte, sind die Erziehungswissenschaften in den unterschiedlichen Sprachräumen der Schweiz in entsprechende Wissenschaftskulturen eingebettet und werden folgend von je unterschiedlichen Konzepten dominiert. Der Stellenwert des Kompetenzbegriffs in den Forschungsarbeiten der verschiedenen Sprachräume stellt ein Paradebeispiel

hierfür dar. Einen weiteren Erklärungsansatz schliesslich schlug Gianni Ghisla, Verantwortlicher für die Ausbildung der Berufsbildungslehrkräfte am Eidgenössischen Hochschulinstitut für Berufsbildung in Lugano, vor. Die gegenseitige Indifferenz in Bezug auf Forschungsergebnisse aus den jeweils anderen Sprachregionen ist seines Erachtens damit zu begründen, dass der Nutzen, über einen anderen Landesteil informiert zu sein, aufgrund der unterschiedlichen Erziehungs- und Bildungskulturen schlicht und einfach nicht besonders hoch ist.

Fassen wir zusammen: Ein erziehungswissenschaftlicher Blick auf die Schweiz als Ganzes würde die Berücksichtigung der Forschungsergebnisse anderer Sprachräume bedingen, und eine solche Berücksichtigung wiederum würde ein doppeltes Übersetzen verlangen – ein Übersetzen zwischen den Sprachen zum einen und zwischen den Wissenschaftskulturen zum anderen. Beide Übersetzungen scheinen nicht oder nicht gut genug zu funktionieren, sodass der gesamtschweizerische Blick nicht zustande kommt. Die Schweiz, verstanden als Untersuchungsgegenstand der Erziehungswissenschaften, existiert nicht. Mit der Übersetzung zwischen den Wissenschaftskulturen aber sind wir bereits bei der zweiten der oben genannten beiden Fragen nach der Existenz einer schweizerischen Bildungsforschung angelangt – bei der Frage, inwiefern es eine einheitliche Identität und ein damit verbundenes Selbstverständnis der erziehungswissenschaftlichen Disziplin gibt.

Bildungsforschung in der Schweiz

Wenn es also schon keine Bildungsforschung *über* die Schweiz gibt, gibt es zumindest eine Bildungsforschung *in* der Schweiz – eine gewisse Homogenität im Selbstverständnis des Faches über die verschiedenen Landesteile hinweg? Indem sie die Entwicklung der Bildungsforschung und der Erziehungswissenschaften in den verschiedenen Sprachregionen und an den verschiedenen Universitäten der Schweiz nachzeichneten, schlugen Lucien Criblez, Bernard Schneuwly und Rita Hofstetter¹, Professorin für Erziehungswissenschaften an der Universität Genf, Antworten auf diese Frage vor.

Die Institutionalisierung der Erziehungswissenschaften verlief von Beginn weg schweizweit nicht einheitlich. Während in der Zeit zwischen der Mitte des 19. und der Mitte des 20. Jahrhunderts in der französischsprachigen Schweiz eige-

1 Da Rita Hofstetter der Veranstaltung kurzfristig fernbleiben musste, wurde ihr Referat von Bernard Schneuwly vorgetragen.

ne Lehrstühle für die Pädagogik geschaffen wurden, blieb diese in der deutschsprachigen Schweiz noch lange ein Anhängsel der Philosophie. Erst als die Erziehungswissenschaften in den 1960er- und 70er-Jahren gesamtschweizerisch an Kontur und akademischem Selbstbewusstsein gewannen, wurden Initiativen zur Koordination zwischen den verschiedenen Landesteilen lanciert, so die Darstellungen von Rita Hofstetter und Lucien Criblez. Beispiele hierfür sind die Gründung der Schweizerischen Dokumentationsstelle für Schul- und Bildungsfragen im Jahr 1962 sowie die Gründung der Schweizerischen Koordinationsstelle für Bildungsforschung (SKBF) und der SGBF gut zehn Jahre später.

Zeitgleich und in Wechselwirkung mit der Suche nach einer schweizerischen Identität der Disziplin entwickelte sich die Bedeutung der Schweiz für die internationale Etablierung der Erziehungswissenschaften. Ein Beispiel hierfür ist die in jener Zeit zunehmende Wichtigkeit des in Genf domizilierten Bureau international d'éducation (BIE), das in den 1960er-Jahren Teil der UNESCO wurde.

Gibt es nun also eine schweizerische Bildungsforschung, verstanden als Disziplin mit einer gesamtschweizerischen Identität? In Bezug auf die skizzierte Entwicklung über einen Zeitraum von gut hundert Jahren hinweg lautet die Antwort, die sich aus der Veranstaltung der SGBF gewinnen liess: Es gibt sie – trotz aller Unterschiede zwischen den verschiedenen Landesteilen. Oder viel eher: Es gibt sie – gerade dank dieser Unterschiede. Die schweizerische Bildungsforschung existiert, weil sie nicht existiert.

Elle existe parce qu'elle n'existe pas

Le slogan de Ben Vautier «La Suisse n'existe pas» avec lequel la Suisse s'était présentée à l'Exposition universelle de 1992, faisait allusion, à l'époque, aux multiples différences linguistiques et culturelles à l'intérieur de ce petit pays. Avec l'événement «Les sciences de l'éducation en Suisse dans un contexte de diversité linguistique et culturelle», la Société suisse pour la recherche en éducation (SSRE) a pris comme prétexte l'affirmation de Vautier pour réfléchir sur sa propre discipline. Existe-t-il une seule Suisse par rapport aux sciences de l'éducation? Y a-t-il une recherche en éducation (Bildungsforschung) suisse? Les conférenciers, ainsi que le public participant à la discussion, ont cherché à répondre à ces questions.

Quelle efficacité les modèles ont-ils sur les écoles secondaires suisses lors des processus de réforme? Comment a eu lieu l'exclusion scolaire, en Suisse au XX^e siècle, d'élèves dits problématiques? De telles questions sont le centre d'intérêt des chercheurs et chercheuses en sciences de l'éducation. Dans leurs réponses, ils cherchent à généraliser, tout comme les chercheurs des autres disciplines empiriques. Ils cherchent à tirer des conclusions à partir de bases de données géographiquement ou temporellement limitées, conclusions qui vont au-delà de l'échantillon précisément soumis à la recherche. Ils cherchent par exemple à faire une déclaration sur le XX^e siècle, voire même sur la Suisse entière.

Ce souci de tendre vers la généralisation est entravé dans le cas des sciences de l'éducation – de manière différente ou du moins plus marquée que pour d'autres disciplines des sciences humaines – par deux circonstances, qui pointent dans la direction opposée, vers le particulier. Pour l'une, il s'agit de l'ancrage des chercheurs dans des contextes culturels et linguistiques bien précis, et, par conséquent, d'une conception du champ d'étude hétérogène sur l'ensemble de la Suisse. A cette circonstance, que l'on peut qualifier d'hétérogénéité de la recherche en éducation suisse, vient s'ajouter l'hétérogénéité des objets d'étude eux-mêmes. Des thèses qui reposent sur des études dans un canton ou dans une région linguistique ne se laissent que difficilement transposer à d'autres régions linguistiques en raison du système d'éducation fédéral de la Suisse. Quelle Suisse est ici mise à l'étude ? Telle est l'une des premières questions qui doit être posée dans un travail de recherche sur les sciences de l'éducation.

Dans ce contexte, il faut comprendre la question de savoir s'il existe une re-

cherche en éducation suisse comme une question se rapportant à la possibilité d'une généralisation, laquelle implique une double visée. D'une part, elle peut être comprise comme la question de savoir s'il y a des résultats de recherche en science de l'éducation qui prennent en considération la Suisse dans son ensemble. Elle peut aussi être comprise comme la question de savoir s'il y a une compréhension commune – et dans ce sens une compréhension *suisse* – de la discipline. L'événement de la SSRE s'est penché sur ces deux questions – avec des contributions de conférenciers des régions germanophone, francophone et italophone de la Suisse.

Recherche en éducation à propos de la Suisse

Cette question est notamment thématisée par Lucien Criblez, professeur en histoire de la recherche en éducation à l'Université de Zurich, question à laquelle il répond par la négative. Il n'y a pas de recherche en éducation suisse, comprise comme discipline, qui considérerait l'ensemble de la Suisse. Pour faire allusion au slogan de Vautier, nous pouvons l'exprimer ainsi: la Suisse, comprise comme objet d'étude des sciences de l'éducation et considérée dans sa globalité, *n'existe pas*.

Une raison déterminante de cette situation est, d'après Lucien Criblez, le fait qu'un important non-respect mutuel règne en ce qui concerne les résultats de recherche de chacune des régions linguistiques de Suisse. A titre d'exemple, la littérature spécialisée provenant de et concernant la Suisse francophone est rarement, voire jamais, prise en considération dans les débats qui ont lieu dans l'espace linguistique germanophone. Par cet exemple, Lucien Criblez pointe du doigt un phénomène qui peut aussi être observé dans d'autres disciplines scientifiques, mais chaque fois pour différentes raisons, propres à ces autres disciplines.

Tout au long de la rencontre, une multitude de facteurs ont été traités comme pouvant être des causes possibles pour le champ des sciences de l'éducation. Par exemple, on a évoqué l'hypothèse que l'attribution de chaires de professeurs en sciences de l'éducation – ainsi que dans d'autres disciplines – s'oriente moins sur une unité nationale que sur les régions linguistiques. Ceci peut avoir pour effet que des chercheurs de France peuvent travailler à l'Université de Genève sans avoir de connaissances d'un niveau professionnel dans les autres langues nationales de Suisse. Bernard Schneuwly, professeur en didactique des langues à l'Université de Genève, suggère une autre explication. Comme son exposé l'a démontré, les sciences de l'éducation dans les différentes régions linguistiques de la Suisse sont implantées dans des cultures scientifiques qui correspondent à

ces dernières et sont par conséquent dominées par des conceptualisations différentes. L'importance de la notion de compétence dans les travaux de recherche des différentes régions linguistiques en est un exemple révélateur. Enfin, Gianni Ghisla, responsable de la formation des enseignants en formation professionnelle à l'Institut fédéral des hautes études en formation professionnelle (IFFP) de Lugano, propose encore une autre explication. L'indifférence mutuelle des différentes régions linguistiques à l'égard des résultats de recherche est d'après lui justifiée par le fait qu'il n'est purement et simplement pas très utile d'être informé à propos d'une autre région linguistique, en raison des différentes cultures sur l'éducation et la formation.

En résumé: une prise en compte de la Suisse comme un tout en matière de sciences de l'éducation devrait nécessiter une prise en compte des résultats de recherche des autres régions linguistiques. A son tour, une telle prise en compte exigerait une double traduction; en premier lieu une traduction entre les langues et en second lieu une traduction entre les cultures scientifiques. Ces deux traductions semblent pour le moment ne pas fonctionner, ou du moins pas assez bien, de sorte qu'il n'est pas possible d'avoir une vue d'ensemble de la Suisse dans sa globalité. La Suisse, en tant qu'objet de recherche des sciences de l'éducation, n'existe pas. Ainsi, le constat à propos de la traduction des différentes cultures scientifiques nous mène déjà à la seconde des questions posées ci-dessus, concernant l'existence d'une recherche en éducation suisse: dans quelle mesure y a-t-il une identité homogène et, liée à celle-ci, une compréhension interne de la discipline des sciences de l'éducation?

Recherche en éducation en Suisse

S'il n'y a pas de recherche en éducation qui concerne la Suisse, y a-t-il au moins une recherche en éducation en Suisse – autrement dit une certaine homogénéité dans la compréhension interne du domaine sur l'ensemble des différentes régions du pays? Lucien Criblez, Bernard Schneuwly et Rita Hofstetter¹, professeure à l'Université de Genève en sciences de l'éducation, proposent des réponses à ces questions en retraçant le développement de la recherche en éducation et des sciences de l'éducation dans les différentes régions linguistiques et au sein des différentes universités suisses.

1 Comme Rita Hofstetter a eu un empêchement de dernière minute avant la tenue de l'événement, Bernard Schneuwly a présenté son exposé à sa place.

L'institutionnalisation des sciences de l'éducation ne se déroule pas de manière homogène à travers la Suisse. Alors qu'entre le milieu du XIX^e et le milieu du XX^e siècle quelques chaires pour la pédagogie ont été créées en Suisse romande, en Suisse allemande elles sont encore restées pendant longtemps une sous-brancher des chaires de Lettres. C'est seulement dans les années 1960-70, quand les sciences de l'éducation ont commencé à gagner en importance et en assurance dans l'ensemble de la Suisse, que des initiatives pour une coordination entre les différentes régions ont été lancées, d'après Rita Hofstetter et Lucien Criblez. A titre d'exemple, il y a la création en 1962 d'un Centre suisse de documentation et d'information en matière d'enseignement et d'éducation (CES-DOC), ainsi que la création d'un Centre suisse de coordination pour la recherche en éducation (CSRE) et enfin la création de la SSRE dix années plus tard.

Parallèlement et en interaction avec la recherche d'une identité suisse de la discipline, le rôle de la Suisse se développe dans la mise en place internationale des sciences de l'éducation. A ce titre, citons l'exemple, pour cette époque, de l'importance grandissante du Bureau international d'éducation (BIE) situé à Genève, qui s'est rattaché à l'UNESCO dans les années 1960.

Y a-t-il alors une recherche en éducation suisse, comprise comme discipline ayant une identité homogène suisse? En rapport avec le développement évoqué ci-dessus qui s'est produit sur une centaine d'années, la réponse, telle qu'elle découle de l'événement organisé par la SSRE, peut s'énoncer ainsi: il y en a une, et cela malgré toutes les différences entre les régions du pays. Ou plutôt, il y en a une, précisément grâce à ces différences. La recherche en éducation suisse existe parce qu'elle n'existe pas.



**25.6.2015 Dörflichschweiz oder Burgenschweiz? Nationale Mythen
und Identifikationsobjekte 1900**

**NIKE | Nationale Informationsstelle zum Kulturerbe
Schweizerischer Burgenverein
Bern, Schloss Holligen**

Zelebrierte Kleinheit, inszenierte Grösse

Um 1900 etablieren sich zwei architektonische Phänomene als Inbegriff der Schweiz: das Dörfli zum einen, die Burg zum anderen. So unterschiedlich die durch sie erzeugten Bilder sind und so verschieden die Voraussetzungen für ihre Entstehung waren – beide gelten als Träger von Heimat. Zugleich haben beide in verschiedener Hinsicht wenig Schweizerisches an sich, so die Kunsthistorikerin Elisabeth Crettaz-Stürzel. Ein Rückblick auf die Ingredienzen einer multi-medialen Argumentation.

Die Thesen

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts entwickelten sich Dörfli und Burg zu nationalen Identifikationsobjekten. Beide repräsentierten dabei eine Schweiz, die es nicht gibt und nie gab. Beide zeichneten eine Einheit, die nirgends zu finden war – eine Realität fernab von Konfessions- und Sprachgrenzen. Doch nicht lediglich die Bilder an sich, auch die Konstruktion derselben kann nur mit Vorbehalt als schweizerisch bezeichnet werden. Der Mythos der Dörfli Schweiz wurde von aussen an die Schweiz herangetragen, der Burgenkult wiederum war Teil eines internationalen Phänomens, der europäischen Burgenrenaissance.

Der historische Hintergrund

- Auf der Schwelle zum 20. Jahrhundert erfährt Europa einen enormen Industrialisierungsschub. Die damit einhergehenden Lebensverhältnisse bilden das Kontrastbild zur Dörfli- und Burgenschweiz.
- Die Verklärung des Dorfes nimmt bereits im 16. Jahrhundert Form an. An Kraft gewinnt diese Entwicklung im 18. Jahrhundert, als das Dörfli im Zuge der französischen Revolution von Aufklärern zum Sinnbild der urdemokratischen «communauté du village» stilisiert wird.
- Im politischen und ökonomischen Wettbewerb der Nationen zu Beginn des 20. Jahrhunderts gilt es, die eigene Identität von anderen europäischen Staaten abzugrenzen. Die Schweiz setzt hierbei unter anderem darauf, sich selbst als Land der Kleinheit, Bescheidenheit und Freiheit zu loben. Sie zelebriert die «grandeur de la petitesse».
- Der Nationalstolz der jungen Schweiz ist antifeudal. Dementsprechend wird im Unterschied zum Dörfli die Idealisierung der Burg nicht auf nationaler Ebene propagiert. Die historisierende Wiederherstellung und Errichtung von Burgen ist ein Resultat privater Einzelschöpfungen, zugleich aber auch Teil eines internationalen Phänomens.

Erscheinungsformen der Dörflichschweiz

Das «Chalet Suisse»: Eine wichtige Voraussetzung für die Idealisierung des Dörfli ist die Koppelung des Konzepts der Freiheit an das Bild der Berge. Genährt und geprägt wird dieser Bergmythos durch den Genfer Aufklärer Jean-Jacques Rousseau. Zusätzliche Kraft erhält er durch den Alpentourismus, der die Schweizer Berge als Ort der Freiheitsgefühle und der frischen Luft feiert. Vor diesem Hintergrund entwickelt sich das hölzerne Wohnhaus der Berg- und Dorfbewohner zum architektonischen Ideal. Das «Chalet Suisse» wird ein internationaler Exportschlager.

Das Schweizer Dorf an der Landesausstellung: Es beginnt mit ein paar Kühen für die Landesausstellung in Genf 1896. Zu den Kühen kommen Ställe und Sennen hinzu. Häuser aus Modelliermasse werden durch echte, aus dem Wallis hergeholte Chalets ergänzt. An der Weltausstellung in Paris vier Jahre später ist das «village suisse» ein Publikumsmagnet – zusammen mit dem «village noir», dem «Negerdorf». In der Folge verändert sich die Darstellung des Schweizer Dorfes weg vom allgemein Schweizerischen hin zum Regionalen. Die Landesausstellung 1914 in Bern zeigt das Berner Dörfli als vom Heimatschutz propagiertes Heimatstildörfli. 1939 findet in Zürich die letzte Landesausstellung mit einem Schweizer Dorf statt.

Der Heimatstil als Weiterentwicklung des Dörflikults: Die Kombination der Idee des Schweizer Dorfes mit der Berücksichtigung regionaler architektonischer Besonderheiten legt den Boden für den Schweizer Heimatstil. Elisabeth Crettaz-Stürzel definiert diesen als «eine auf lokalen und regionalen Bautraditionen wurzelnde, Historismus und Jugendstil überwindende Baukunst auf dem Weg zur Moderne». Um 1905 umfasst der Heimatstil die Bautradition in allen Gattungen. Einfachheit und Bescheidenheit werden als architektonische Tugenden hochgehalten.

Erscheinungsformen der Burgenschweiz

Die Burgenrenaissance als Bühne der Selbstinszenierung: Mit Blick auf die jeweiligen Bauherren lassen sich die Schweizer Burgen nach Elisabeth Crettaz-Stürzel in zwei Gruppen einteilen. Während in der einen Gruppe der preussische Adel dominiert, offenbaren sich die Burgen der zweiten Gruppe als Selbstinszenierungen bürgerlicher Industrieller aus Europa und den USA. Schloss Lenzburg beispielsweise wird gegen Ende des 19. Jahrhunderts von einem amerikanischen Industriellen erworben. Für seine Gattin, eine Verwandte des englischen Königshauses, lässt er die Burg in einen mittelalterlichen Zustand zurückversetzen.

Burg oder Burg mit Dörfli? Die Konkurrenzprojekte für ein Landesmuseum: Als der Bund den Auftrag für ein Landesmuseum vergeben will, stehen sich Zürich und Bern als Konkurrenten gegenüber. Das Ideal der beiden Städte ist dabei dasselbe: Ein-

gereicht werden burgartige Entwürfe, die sich an architektonischen Formen aus der Zeit um 1500 orientieren. Der Berner Entwurf lässt es allerdings nicht bei der Burg bleiben. Hinter dem Museumsbau soll in der Art eines Freilichtmuseums ein Dörfli zu stehen kommen, konzipiert als Anhäufung regionaltypischer Bauten aus der ganzen Schweiz. Den Zuschlag erhält Zürich. Als das Landesmuseum 1898 eröffnet wird, haben die Berner ihren Entwurf längst auf eigenem Boden verwirklicht und als Bernisches Historisches Museum eingeweiht. Das dazugehörige Schweizer Dorf wird hingegen nicht gebaut.

Die Referentin

Die Schweizer Architektur zwischen Historismus und Moderne zu Beginn des 20. Jahrhunderts gehört zu den Spezialgebieten der promovierten Kunst- und Architekturhistorikerin Elisabeth Crettaz-Stürzel. Mit ihrer Publikation «Heimastil. Reformarchitektur in der Schweiz 1886–1914» (Verlag Huber) legte Elisabeth Crettaz-Stürzel 2005 eine detaillierte Analyse dieses Phänomens Schweizer Baugeschichte vor. In ihrem Referat präsentierte sie neben bereits publizierten und etablierten Thesen auch Ergebnisse ihrer laufenden Forschungsarbeiten zur europäischen Burgenrenaissance.

Die Kulisse

Die beiden Organisatoren der Veranstaltung – der Schweizerische Burgenverein und die Nationale Informationsstelle zum Kulturerbe (NIKE) – wählten den Ort der Veranstaltung mit Bedacht. Das Schloss Holligen ist eines der ersten Beispiele für das Phänomen der Burgenromantik in der Schweiz. Bossenquader wecken Assoziationen an eine mittelalterliche Burg, vier Türme wiederum deuten auf einen wehrhaften Wohnturm in der Art des französischen Donjon aus dem 15. Jahrhundert hin, und in die Ecksteine gehauene Gesichter suggerieren, dass es sich um einen Bau mit heidnischer Vergangenheit handelt. Doch all diese Hinweise sind inszeniert. Entstanden ist das Gebäude 1507 – als Darstellung des sozialen Rangs des Bauherrn, des Schultheissen Wilhelm von Diesbach.

Die Requisiten

- Nach dem einen oder anderen Satz fischt die Referentin eine kleine zylinderförmige Dose aus ihrer Tasche und dreht sie um. Ein Muhen erklingt in den kühlen Gemäuern von Schloss Holligen. Die gedrehte Muh-Dose erinnert immer wieder an die Kuh als Ausgangspunkt der Dörflichschweiz.
- Dörfli, Chalet, Kuh und Berg werden nicht zuletzt auch mittels literarischer Arbeiten zum Ideal erkoren. Das Gedicht «Die Alpen» des Berner Aufklärers und Arztes Albrecht von Haller aus dem Jahr 1729 war ein internationaler Hit. Elisabeth Crettaz-Stürzel trägt einen Teil daraus vor.

- Auch die Musik ist bekanntlich eine Trägerin von Heimatgefühlen. Bernard Crettaz, promovierter Soziologe, ehemaliger Konservator am Ethnographischen Museum der Stadt Genf und Experte für die Kuh als Identifikationsobjekt in verschiedenen Kulturen, singt «Mon hameau» (mein Weiler) vor, ein Lied des Schweizer Komponisten und Musikpädagogen Emile Jaques-Dalcroze.
- Graue und wehrhafte Burgen zum einen, hölzerne und heimelige Chalets zum anderen: Die ästhetische Gemeinsamkeit dieser beiden Bilder der Schweiz ist nicht ganz offensichtlich. Bis Elisabeth Crettaz-Stürzel ganz am Ende ihrer Präsentation angelangt ist – und dem Publikum einen Topf roter Geranien entgegenstreckt.

Célébration de la petitesse, mise en scène de la grandeur

Vers 1900, deux phénomènes architecturaux se sont établis comme incarnant la Suisse: d'une part le village (Dörfli) et d'autre part le château fort (Burg). Les images générées à partir de ces deux phénomènes sont très variées, tout comme les conditions de leur création. Mais cela ne les empêche pas d'être représentatives de la notion de patrie. Cependant, et à différents égards, ces images sont peu «suisses», d'après Elisabeth Crettaz-Stürzel, historienne de l'art. Rétrospective des ingrédients d'une argumentation multimédiale.

Les thèses

Vers la fin du XIX^e siècle, le village et le château se sont développés en tant qu'objets d'identification nationale. Ils représentaient une Suisse qui n'est pas et n'a jamais été, une unité qui ne se trouvait nulle part – une réalité éloignée des frontières confessionnelles et linguistiques. Non seulement les images en soi, mais également la construction de celles-ci ne peuvent être désignées comme suisses qu'avec réserve. Si le mythe de la Suisse des villages (Dörflichweiz) a été associé de l'extérieur à la Suisse, le culte du château faisait en revanche partie d'un phénomène international, à savoir la renaissance européenne des châteaux.

Le contexte historique

- Au seuil du XX^e siècle, l'Europe connaît un important élan vers l'industrialisation. Les conditions de vie qui accompagnent cet élan contrastent avec la Suisse des villages et des châteaux.
- La transfiguration du village prend déjà forme au XVI^e siècle. Cette évolution gagne en force pendant le XVIII^e siècle, quand dans le cadre de la Révolution française, le village est stylisé par les philosophes des Lumières comme emblème de la «communauté de village» à la démocratie très ancienne.
- Au début du XX^e siècle, dans un contexte de concurrence politique et économique entre nations, il s'agit de distinguer son identité propre de celle des autres Etats européens. A cet égard, la Suisse entreprend notamment de se dépeindre comme pays «de la petitesse», de la modestie et de la liberté. Elle célèbre la «grandeur de la petitesse».
- La fierté nationale de la jeune Suisse est antiféodale. A la différence du village, l'idéalisation du château ne sera par conséquent pas propagée sur un plan national. La restauration et la construction historicisante des châteaux

est le résultat de créations uniques privées, mais fait aussi partie d'un phénomène international.

Les manifestations de la Suisse des villages (Dörflichschweiz)

Le «Chalet suisse»: une condition importante à l'idéalisation du village est la mise en relation du concept de liberté avec l'image des montagnes. Ce mythe des montagnes a été nourri et marqué par le philosophe genevois Jean-Jacques Rousseau. Il est aussi renforcé par le tourisme alpin qui célèbre les montagnes suisses comme lieu de liberté et d'air pur. Dans ce contexte, la maison de bois des habitants de la montagne ou des villages se développe comme idéal architectural. Le «Chalet suisse» devient un produit international d'exportation.

Le village suisse à l'exposition nationale: cela commence avec quelques vaches pour l'exposition nationale à Genève en 1896. Puis y sont ajoutés des étables et des alpages. Des maisons en pâte à modeler sont remplacées par de vrais chalets apportés du Valais. Quatre ans plus tard, à l'exposition universelle de Paris, le «village suisse» attire le public, tout comme le «village noir» ou «village nègre». Dans la foulée, la représentation du village suisse évolue d'une perspective nationale vers une perspective régionale. L'exposition nationale de 1914 à Berne montre le village bernois comme village *Heimatstil* propagé par la protection du patrimoine national. C'est en 1939 qu'a lieu à Zurich la dernière exposition nationale avec un village suisse.

Le *Heimatstil* comme suite du développement du culte du village: la combinaison de l'idée du village suisse avec la prise en compte des spécificités architecturales régionales pave la voie au *Heimatstil*. Elisabeth Crettaz-Stürzel le définit comme «un art architectural enraciné dans des traditions locales et régionales, s'affranchissant de l'historicisme et de l'Art nouveau (*Jugendstil*) en direction de l'art moderne». Autour de 1905, le *Heimatstil* englobe la tradition architecturale sous toutes ses formes. La simplicité et la modestie sont érigées en valeurs architecturales.

Les manifestations de la Suisse des châteaux (Burgenschweiz)

La renaissance des châteaux comme décor d'une mise en scène de soi: d'après Elisabeth Crettaz-Stürzel, les châteaux suisses peuvent être classés en deux groupes, au vu de leurs maîtres d'œuvre respectifs. Alors que dans le premier groupe la noblesse prussienne domine, les châteaux du second groupe se révèlent être des mises en scène de soi par des industriels bourgeois d'Europe et des Etats-Unis. Le château de Lenzbourg, par exemple, a été acquis par un industriel américain vers la fin du XIX^e siècle. Pour sa femme, une parente de la maison royale anglaise, il transforme le château pour lui redonner un aspect médiéval.

Château ou château avec village? Les projets concurrents pour un musée national: quand la Confédération a proposé un mandat pour un musée national, Zurich et Berne se faisaient concurrence. L'idéal des deux villes était le même: des projets à l'allure de châteaux forts aux formes architecturales datant de 1500 furent présentés. Le projet bernois ne s'en tenait toutefois pas au château. Derrière le bâtiment du musée, un village conçu comme l'accumulation de constructions régionales typiques de toute la Suisse devait voir le jour, à la manière d'un musée en plein air. Mais c'est Zurich qui obtient le mandat. Alors que le musée national ouvre en 1898, les Bernois ont depuis longtemps réalisé leur projet et l'ont inauguré en tant que Musée d'histoire de Berne. Cependant, le village suisse qui devait y atténuer n'a pas été construit.

La conférencière

L'architecture suisse entre l'historicisme et l'art moderne jusqu'au début du XX^e siècle appartient aux domaines de prédilection de Dr Elisabeth Crettaz-Stürzel, historienne de l'art et de l'architecture. Avec sa publication «Heimatstil. Reform-architektur in der Schweiz 1896–1914» (édition Huber, 2005), Elisabeth Crettaz-Stürzel fournit une analyse détaillée de ce pan de l'histoire architecturale suisse. Dans son exposé, elle a présenté, à côté de thèses déjà publiées et établies, les résultats de ses travaux de recherche actuels sur la renaissance européenne des châteaux.

Les coulisses

Les deux organisateurs de l'événement – l'Association Suisse Châteaux forts et le Centre national d'information sur le patrimoine culturel (NIKE) – ont choisi le lieu de l'événement avec soin. Le château de Holligen est l'un des premiers exemples du phénomène du romantisme des châteaux en Suisse. Des moellons en bossage suscitent des associations avec un château du Moyen Age, quatre tourelles d'angle dénotent aussi une tour d'habitation fortifiée à la manière des donjons français du XV^e siècle et des visages frappés dans la pierre angulaire suggèrent qu'il s'agit d'une construction aux origines païennes. Toutefois toutes ces indications sont des mises en scène. Le bâtiment fut créé en 1507 en tant que représentation du rang social du maître d'œuvre, le prévôt Wilhelm von Diesbach.

Les accessoires

- A la fin de telle ou telle phrase, la conférencière pêche dans son sac une petite boîte de forme cylindrique et la retourne. Un meuglement sonne au sein des froids murs du château de Holligen. La boîte-à-meuh est un rappel du fait que la vache est le commencement de la Suisse des villages.

- Le village, le chalet, la vache et la montagne sont érigés en idéal notamment par des travaux littéraires. Le poème «Die Alpen» («Les Alpes») du philosophe et médecin bernois Albrecht de Haller, datant de 1729, fut un succès international. Elisabeth Crettaz-Stürzel en récite une partie.
- Comme chacun le sait, la musique est également porteuse du sentiment de patrie. Bernard Crettaz, docteur en sociologie, ancien conservateur du Musée d'ethnographie de Genève et expert de la vache en tant qu'objet d'identification dans différentes cultures, chante «Mon hameau», un chant du compositeur suisse et pédagogue de la musique Emile Jaques-Dalcroze.
- Des châteaux gris et fortifiés d'une part, des chalets de bois chaleureux d'autre part; le point commun esthétique de ces deux images de la Suisse n'est pas manifeste. Et cela jusqu'à la fin de la présentation de Elisabeth Crettaz-Stürzel, quand cette dernière tend vers le public un pot de géraniums rouges.



27.8.2015 **Die Architektursprache des Nationalen:**
Die Thematisierung der Schweiz in Staatsbauten
NIKE | Nationale Informationsstelle zum Kulturerbe
GSK | Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte
Bern, Rathaus zum Äusseren Stand

Zwischen Monumentalität und Bescheidenheit

Kurz nach 1848 entsteht der heutige Westflügel des Bundeshauses als erstes offizielles Regierungsgebäude. 2013 wird das Bundesstrafgericht in Bellinzona um einen Neubau erweitert. Welches Selbstbild der Schweiz kommt in Bauprojekten wie diesen zum Ausdruck? Wie wird nationale Identität im Medium der Architektur konstruiert? Einblicke in die Argumentation der Architekturhistorikerin Anna Minta – und in den lindgrünen Saal des Rathauses zum Äusseren Stand, in dem vielleicht alles begann.

Die Referentin

Anna Minta leitet als SNF-Förderungsprofessorin am Kunsthistorischen Institut der Universität Zürich das Forschungsprojekt «Heilige Räume in der Moderne. Transformationen und architektonische Manifestationen». Die Thematik der Konstruktion von Identität und der Etablierung von Macht mit architektonischen Mitteln gehört zu Anna Mintas zentralen Forschungsinteressen.

Die Thesen

Mit unseren Bauten formen wir die Umwelt. Gebautes wirkt aber auch auf uns zurück. Dieser Grundgedanke der Raumsoziologie ist für die Untersuchung von Architektur als Medium der nationalen Identitätskonstruktion zentral. Bauten sagen uns, wer wir sind, wer wir zu sein haben oder wer wir gerne wären. Allerdings, so die Argumentation Anna Mintas, trägt das Gebaute nur die Hälfte bei, wenn Architektur nationale Werte repräsentieren soll. Die andere Hälfte basiert auf verbalen Mitteln. Sie wird durch jene Debatten erzeugt, die den Entstehungsprozess eines Staatsbaus begleiten.

Schönheit und Sparsamkeit

Als kurz nach 1848 ein Regierungsgebäude für den jungen Schweizer Nationalstaat entstehen soll, schielen die Involvierten nach Washington, Richtung Kapitol. Der klassizistische Bau mit der zentralen Kuppel imponiert. Als Vorbild für das eigene Projekt wird er jedoch nur bedingt als geeignet erachtet. Zwar wünschen sich die Schweizer einen repräsentativen Bau, doch soll dieser auch Bescheidenheit ausstrahlen. Schönheit, so die Anforderung an die Wettbewerbsbeiträge, ist mit Sparsamkeit zu verbinden. 1857 wird der heutige Westflügel des Bundeshauses eingeweiht – ein Gebäude im schlichten Rundbogenstil, entworfen von Jakob Studer.

Zentralität und Würde

Veränderungen in der Verwaltungsstruktur führen in den 1870er-Jahren dazu, dass der Platz im bestehenden «Bundes-Rathaus» knapp wird. Ein Erweiterungsbau soll entstehen. Den Bauauftrag erhält der im Wettbewerb Zweitplatzierte Hans Auer. Nun wird der Blick nach Washington offenkundig. Auer schlägt einen Ostflügel vor, der den bestehenden Bau im Rundbogenstil spiegelt. In einem dritten Gebäude dazwischen bringt er das Parlament unter. Hierfür wählt er den Stil der Neorenaissance und eine klassische Würdeformel – den Kuppelbau. 1902 wird dieser Mittelteil eingeweiht, gut zehn Jahre nach Fertigstellung des Ostflügels.

Einheit und Eigenständigkeit

Schon früh ist die Entwicklung einer nationalen architektonischen Sprache von Stilkonflikten durchzogen. Die als schweizerisch propagierte Ästhetik wird als fremd und aufgesetzt empfunden, das Bundeshaus entsprechend von manchen Seiten als Fremdkörper beschimpft. Eine Art Konsens drückt sich um 1900 im Bild der Dörfli- und der Burgenschweiz aus. Insbesondere die Integration regionaler Eigenheiten im Zuge der Entwicklung des Schweizer Heimatstils scheint dem Bedürfnis nach einer Verbindung von nationaler Einheit und föderaler Eigenständigkeit nachzukommen.

Tradition und Moderne

Parallel zum Heimatstil entwickeln sich neue architektonische Strömungen, die von der Suche nach einer schweizerischen Variante der Moderne zeugen. Deutlich zum Ausdruck kommt dieses doppelte Bild der Schweiz an der Landesausstellung 1939. Wie in den Jahren zuvor gibt es auch hier ein «Schweizer Dörfli», das die traditionellen Baustile der verschiedenen Kantone vorführt. Die Ausstellungsarchitektur weist allerdings in eine andere Richtung. Funktional, sachlich und leicht kommen die Pavillons daher. Auf Monumentalität wird im Zuge der Abgrenzung vom Faschismus verzichtet.

Neue Formen der Monumentalität

Der an der Landesausstellung 1939 ins Leben gerufene Landstil erlebt bis in die 1950er-Jahre eine Blütezeit. Die Formulierung einer nationalen architektonischen Identität bleibt allerdings während Jahrzehnten ein schwieriges Unterfangen. Schmal ist der Pfad zwischen den Fettnäpfchen der Geschichte – doch im Umgehen all dieser heiklen Zonen droht auch die Gefahr des Versinkens im Banalen. Neue Formen der Monumentalität scheinen angebracht. Zwei Schweizer Staatsbauten aus jüngster Zeit, der 2013 fertiggestellte Neubau für das Bundes-

straßgericht in Bellinzona sowie das 2012 errichtete Bundesverwaltungsgericht in St. Gallen, zeugen davon, dass die Suche danach begonnen hat.

Die Kulisse

Als architektonischen Rahmen für ihre Veranstaltung wählten die Nationale Informationsstelle zum Kulturerbe (NIKE) und die Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (GSK) einen staatlichen Repräsentationsbau *avant la lettre*: den lindgrün tapezierten Empire-Saal des Rathauses zum Äusseren Stand. Hier beschloss die Tagsatzung die erste Bundesverfassung – und hier kam der Ständerat zusammen, bevor er 1857 in den neu errichteten heutigen Westflügel des Bundeshauses ziehen konnte.

Entre monumentalité et modestie

Peu après 1848 est construit le premier bâtiment gouvernemental officiel, aujourd'hui l'aile ouest du Palais fédéral. En 2013, le Tribunal pénal fédéral à Bellinzone est agrandi d'un nouveau bâtiment. Quelle image de soi la Suisse exprime-t-elle dans des projets de construction de cette envergure? Comment se construit l'identité nationale par l'intermédiaire de l'architecture? Jetons un regard sur l'argumentation de l'historienne de l'architecture Anna Minta – et sur la salle vert tilleul de l'Hôtel de ville Zum Äusseren Stand où tout a sans doute commencé.

L'intervenante

Professeure boursière du FNS à l'Institut d'histoire de l'art de l'Université de Zurich, Anna Minta dirige le projet de recherche «Heilige Räume in der Moderne. Transformationen und architektonische Manifestationen» (Lieux sacrés à l'époque moderne. Transformations et manifestations architecturales). La thématique de la construction d'identité et de l'affirmation du pouvoir au moyen de l'architecture est un des axes centraux de la recherche d'Anna Minta.

Les thèses

Ce que nous édifions façonne notre environnement. Et ces édifices nous influencent en retour. Cette idée fondamentale de la sociologie de l'espace est centrale dans l'enquête sur l'architecture en tant que constructrice d'une identité nationale. Les bâtiments nous disent qui nous sommes, qui nous devrions être ou qui nous aimerions être. Pourtant, à en croire Anna Minta, lorsque l'architecture est censée représenter des valeurs nationales, le bâti n'intervient que pour moitié. L'autre moitié est de l'ordre du discours. Elle est générée par ces débats qui accompagnent le processus de création d'un bâtiment de l'Etat.

Beauté et austérité

Peu après 1848 le jeune Etat national suisse souhaite construire un bâtiment gouvernemental. C'est alors que les acteurs lorgnent vers Washington, en direction du Capitole. Cette construction de style néoclassique avec sa coupole centrale impressionne. Mais elle n'apparaît pas entièrement apte à servir de modèle au projet helvétique. Les Suisses souhaitent certes un édifice représentatif, mais qui exprime également une certaine modestie. Allier beauté et austérité, voici l'énoncé du concours. En 1857, le bâtiment qui correspond aujourd'hui à l'aile ouest du Palais fédéral est inauguré – un simple édifice de style néo-roman, conçu par Jakob Studer.

Centralité et majesté

Des changements dans la structure administrative ont pour conséquence qu'au cours des années 1870, la place vient à manquer dans l'«Hôtel du gouvernement» existant. Un agrandissement devient nécessaire. La maîtrise d'œuvre est conférée au second du concours, Hans Auer. Cette fois, l'influence de Washington devient tangible. Auer propose une aile orientale en miroir du bâtiment de style néo-roman existant. Dans un troisième bâtiment, situé au centre, il place le Parlement. Pour celui-ci, il choisit un style néo-Renaissance et une formule de majesté classique: la coupole. Cette partie centrale est inaugurée en 1902, bien dix ans après l'achèvement de l'aile orientale.

Unité et autonomie

Très tôt, le développement d'un langage architectural national est traversé par des conflits d'ordre stylistique. L'esthétique présentée comme étant helvétique est ressentie comme étrangère et affectée. En conséquence, le Palais fédéral est rejeté par certains. Une sorte de consensus s'exprime aux alentours de 1900 dans l'image de la Suisse des villages et des châteaux forts. Notamment l'intégration de particularismes régionaux dans le contexte du développement du *Heimatstil* (style historiciste suisse) semble satisfaire au besoin d'harmoniser unité nationale et autonomie fédérale.

Tradition et modernité

Parallèlement au *Heimatstil* se développent de nouveaux courants architecturaux comme autant de preuves que la recherche d'une variante suisse de la modernité est bien réelle. Cette double réalité de la Suisse s'exprime très clairement lors de l'exposition nationale (Landi) de 1939. Comme les années précédentes, un village suisse présente les styles de construction traditionnels des différents cantons. Mais l'architecture de l'exposition elle-même montre une autre direction. Les pavillons sont fonctionnels, dépouillés, légers. Pour bien se démarquer du fascisme, on renonce à toute monumentalité.

Nouvelles formes de monumentalité

Le *Landistil* né lors de l'exposition nationale de 1939 connaîtra un énorme succès jusque dans les années 1950. Mais la définition d'une identité architecturale nationale restera une entreprise difficile pendant des décennies. L'histoire a posé de nombreux pièges sur son passage – en essayant de les éviter à tout prix, on court le risque de sombrer dans la banalité. Il est temps de trouver de nouvelles formes de monumentalité. Deux bâtiments d'Etat récents, le nouveau bâtiment du Tribunal pénal fédéral à Bellinzzone terminé en 2013, ainsi que le

Tribunal administratif fédéral à Saint-Gall construit en 2012, témoignent du fait que cette recherche a commencé.

Le décor

Le décor architectural que le Centre national d'information sur le patrimoine culturel (NIKE) et la Société d'histoire de l'art en Suisse (SHAS) ont choisi pour leur manifestation est un édifice d'Etat représentatif *avant la lettre*: la salle Empire tapissée en vert tilleul de l'Hôtel de ville *Zum Äusseren Stand*. C'est ici que la Diète adopta la première Constitution fédérale – c'est ici que se réunissait le Conseil des Etats avant d'intégrer, en 1857, le bâtiment alors tout neuf de l'actuelle aile ouest du Palais fédéral.



8.10.2015 Diversità linguistica – Bricolage linguistique –
Mehrsprachigkeit – Mixing languages
SSG | Schweizerische Sprachwissenschaftliche Gesellschaft
Basel, Universität

Von der Fähigkeit, mit Sprachbrocken zu basteln

Was geschieht, wenn wir zwischen den Sprachen «switchen» oder einzelne Wörter einer zweiten Sprache in unsere Sätze «mischen»? Die von der Schweizerischen Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft (SSG) und der Vereinigung für angewandte Linguistik der Schweiz (VALS) durchgeführte Veranstaltung ging dieser Frage nach.

Dem Basteln haftet ein doppelter Ruf an. Wer bastelt, der wurstelt ein bisschen, ist nicht vom Fach. Zugleich aber gilt: Wer bastelt, versteht es, aus Unvollständigem und scheinbar Wertlosem etwas Zweckmässiges zu kreieren. Ein guter Bastler ist ein Meister des Improvisierens.

Dieser doppelte Ruf des Bastelns kam am 8. Oktober 2015 in Basel implizit und explizit immer wieder zur Sprache. Schliesslich stand das Basteln, genauer das Sprachbasteln als besondere Form der Mehrsprachigkeit, im Zentrum der Veranstaltung «Diversità linguistica – Bricolage linguistique – Mehrsprachigkeit – Mixing languages».

«Switchen» und «Mischen» im institutionellen Kontext

In seinem kurzen Referat erläuterte Peter Auer, Lehrstuhlinhaber für Germanistische Linguistik an der Universität Freiburg im Breisgau und einer der renommiertesten Experten im Gebiet der Mehrsprachigkeit, die grundlegenden Konzepte des Sprachenmischens: das «Code Switchen» – das Wechseln in eine andere Sprache für die Länge eines Satzes oder Teilsatzes – zum einen, das «Mischen» – das Einfügen einzelner Wörter aus einer anderen Sprache in die Hauptsprache – zum anderen. Darüber hinaus legte Peter Auer dar, wie diese Phänomene althergebrachte Thesen über das Wesen der Sprache ins Wanken bringen.

Anschaungsmaterial zu den von Peter Auer erläuterten Konzepten boten die Beiträge von vier Forscherinnen, die das Phänomen des Sprachenmischens im institutionellen Kontext untersuchten. Renata Coray (Uni Fribourg) nahm die Personalrekrutierung in der Bundesverwaltung als Schlüsselmoment für die Umsetzung sprachgesetzlicher Vorgaben in den Blick, Marina Petkova (Uni Fribourg) berichtete von der sprachlichen Anpassungsfähigkeit des Polizeipersonals in einer Notrufzentrale, und Lorenza Mondada (Uni Basel) zeigte auf, wie sprachlich scheinbar tief qualifizierte Arbeiter am Zoll von Basel eine kommunikative Kreativität an den Tag legen, von der manch einer, der zwei Sprachen perfekt beherrscht, nur träumen kann. Mi-Cha Flubacher (Uni Fribourg) schliesslich warf in ihrem Kurzreferat Fragen in Bezug auf die Gewichtung und

Wertschätzung von Mehrsprachigkeit als «Schlüssel zum beruflichen Erfolg» in der öffentlichen Arbeitsvermittlung auf.

Eine unterschätzte Form der Mehrsprachigkeit

Als Ergebnis der Referate sowie der Diskussion zwischen Referenten und Publikum unter der Leitung von Georges Lüdi (Emeritus, Universität Basel) und Iwar Werlen (Emeritus, Universität Bern), beide Spezialisten für Mehrsprachigkeit, lassen sich zwei Thesen herausgreifen.

Erstens: Nicht immer ist das Sprachenmischen eine Tugend, die aus der Not heraus entsteht. Auch derjenige, der über ein reiches Vokabular sowie ein solides grammatikalisches Wissen in mehreren Sprachen verfügt, entscheidet sich zuweilen fürs «Switchen» und «Mischen». In diesen Fällen erfüllt der Entscheid, einzelne Sätze, Satzteile oder Wörter in einer zweiten Sprache auszudrücken, eine ganz bestimmte Funktion. Martin Luther etwa wechselte an Tischgesprächen – so die Aufzeichnungen seiner Schüler – ganz gezielt zwischen dem Deutschen und dem Lateinischen. Je nachdem, worüber er gerade sprach.

Zweitens: Gutes Sprachenmischen ist etwas ebenso Anspruchsvolles wie Unterschätztes. Mehrsprachigkeit im Sinne des gezielten «Switchens» und «Mixens» verlangt nach Fähigkeiten, die der Erwerb mehrerer einzelner Sprachen nicht automatisch mit sich bringt. Dennoch wird das gezielte Sprachenmischen gemeinhin nicht als besondere Kompetenz anerkannt. Entsprechend denken wir beim Stichwort der mehrsprachigen Schweiz zuerst oder gar ausschliesslich an das Nebeneinander der offiziellen und der inoffiziellen Landessprachen – und nicht an das vielgestaltige Über- und Ineinander, in dem sich diese so oft befinden.

De l'habileté de bricoler avec des «briques» de langues

Que se passe-t-il quand nous «switchons» entre les langues ou «mixon» des mots d'une deuxième langue dans nos phrases? Cette question a fait l'objet de la manifestation organisée par la Société Suisse de Linguistique (SSL) et l'Association Suisse de Linguistique Appliquée (ASLA).

Le bricolage a une double connotation. Le bricoleur se débrouille, n'est pas expert. D'un autre côté, le bricoleur a l'ingéniosité de créer quelque chose d'utile à partir d'éléments incomplets et apparemment sans valeur. Un bon bricoleur, c'est un maître de l'improvisation.

Cette double connotation du bricolage a été à maintes reprises évoquée le 8 octobre 2015 à Bâle. Le bricolage, ou plus exactement le bricolage linguistique comme forme particulière de multilinguisme, s'est trouvé au centre de la manifestation «Diversità linguistica – Bricolage linguistique – Mehrsprachigkeit – Mixing languages».

Le «switch» et le «mix» dans le contexte institutionnel

Dans sa brève intervention, Peter Auer, professeur de linguistique à l'Université de Fribourg-en-Brisgau et expert des plus renommés dans le domaine du pluri-linguisme, a exposé les concepts de base du panachage de langues: d'une part, le «code-switch», c'est-à-dire l'utilisation d'une autre langue pour une phrase ou une partie de phrase, et d'autre part, le «mix», c'est-à-dire l'insertion de mots isolés d'une autre langue dans la langue principale. De plus, Peter Auer a montré comment ces phénomènes remettent en cause des thèses traditionnelles sur la maîtrise de la langue.

Les contributions de quatre chercheuses examinant le phénomène du brassage linguistique dans le contexte institutionnel sont venues illustrer les concepts exposés par Peter Auer. Renata Coray (Université de Fribourg) a étudié le recrutement du personnel dans l'administration fédérale sous l'aspect de la mise en œuvre d'une norme linguistique légale. Marina Petkova (Université de Fribourg) a parlé de la capacité d'adaptation linguistique du personnel policier dans une centrale d'appels d'urgence. Lorenza Mondada (Université de Bâle) a exposé comment les employés de la douane de Bâle, apparemment démunis s'agissant d'autres langues, font preuve d'une créativité communicative dont nombre de parfaits bilingues ne peuvent que rêver. Enfin, Mi-Cha Flubacher (Université de Fribourg) s'est intéressée dans son bref exposé à la valorisation, dans le service public de l'emploi, du multilinguisme comme facteur clé du succès professionnel.

Une forme sous-estimée du multilinguisme

De ces exposés ainsi que du débat entre les intervenants et le public animé par Georges Lüdi (professeur émérite, Université de Bâle) et Iwar Werlen (professeur émérite, Université de Berne), tous deux spécialistes en plurilinguisme, on peut déduire deux thèses.

Premièrement: le brassage de langues n'est pas forcément un pis-aller. Même celui qui dispose d'un vocabulaire riche et de solides connaissances en grammaire dans plusieurs langues choisit parfois de «switcher» et de «mixer». Dans ce cas, le choix d'utiliser une deuxième langue pour telle phrase ou partie de phrase ou tel mot remplit une fonction précise. Martin Luther, par exemple, aurait «switché» de manière parfaitement adéquate entre l'allemand et le latin lors de conversations, selon les notes prises par ses élèves, en fonction du sujet qu'il abordait.

Deuxièmement: un bon brassage de langues est aussi exigeant que sous-estimé. Le multilinguisme dans le sens d'utilisation adéquate du «switch» et du «mix» exige des capacités que l'acquisition de plusieurs langues séparées n'apporte pas forcément. Mais justement ce brassage des langues est encore très peu reconnu comme compétence spécifique dans la conscience générale. En conséquence, la notion d'une Suisse polyglotte nous fait penser en premier lieu, sinon uniquement, à la coexistence des langues nationales officielles et non officielles, mais pas à cette imbrication multiforme qui les caractérise si souvent.



15.10.2015 «Die Schweiz existiert, ich bin ihr begegnet» I:
Schaffung einer nationalen kulturellen Identität
GSK | Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte
VKKS | Vereinigung der Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker in der Schweiz
NIKE | Nationale Informationsstelle zum Kulturerbe
Zürich, Fernsehstudio, Landesmuseum

Zwei Institutionen trotzen dem «Ausverkauf»

Unter Historikerinnen und Archäologen sowie der entsprechend interessierten Bevölkerung sind das Landesmuseum und die «Kunstdenkmäler der Schweiz» heute bekannt dafür, das materielle kulturelle Erbe der Schweiz zu bewahren und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Ferdinand Pajor, Vizedirektor der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (GSK), und Heidi Amrein, Leitende Kuratorin am Landesmuseum Zürich, warfen einen Blick auf die bewegte Geschichte dieser Institutionen.

Ein Wind der Erneuerung bläst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch den jungen Schweizer Nationalstaat. Manche Bürger beobachten dies mit Sorge. Sie befürchten den Verlust ihrer kulturellen Schätze. 1880 tut sich eine Handvoll dieser Bürger zusammen und gründet den «Verein für Erhaltung vaterländischer Kunstdenkmäler» – Vorläufer der heutigen GSK. Seinen Auftrag definiert der Verein darin, die Aufmerksamkeit auf die Kunstdenkmäler der Schweiz zu lenken und zur Erhaltung derselben beizutragen. In einer ersten Phase wird dieses Ziel vorwiegend durch den Ankauf von Gebäuden und Objekten verfolgt.

Auf dem Weg zu einem Nationalmuseum ...

Im Zeichen des Bemühens, einem regelrechten Ausverkauf des kulturellen Erbes entgegenzuhalten, soll auch ein nationales Museum gegründet werden. Der Weg zu dieser Gründung gestaltet sich allerdings steinig. Das Projekt wird als «unnötig» erachtet und vehement zurückgewiesen. Im Anschluss an die erste schweizerische Landesausstellung 1883 wagt Nationalrat Friedrich Salomon Vögelin einen zweiten Anlauf – und löst damit eine heftige Debatte aus. Die kantonalen Stellen fürchten, man würde ihre Museen annekieren und ihre Zeughäuser plündern. Als das Museum schliesslich gegründet wird, entscheiden sich die planenden Stellen für die Bezeichnung «Landesmuseum», weil sie sich so eine grössere Akzeptanz erhoffen. «Ein «Nationalmuseum», so Heidi Amrein, «wäre damals nicht gut angekommen.»

... zurück zu den Pfahlbauern

Fortan übernimmt das Landesmuseum die Aufgabe des Ankafs von Objekten. Der «Verein für Erhaltung vaterländischer Kunstdenkmäler» konzentriert sich stattdessen auf archäologische Grabungen, die seit der Entdeckung der Pfahlbauten 1854 Hochkonjunktur haben. Denn so schwer es den Eidgenossen auch fällt, sich in Bezug auf die Verteilung ihrer Schätze einer nationalen Ordnung

zu fügen, haben sie doch – entsprechend den gehäuften Gründungen von Nationalstaaten – ein ausgeprägtes Bedürfnis nach einer gemeinsamen, identitätsstiftenden Herkunft.

... und weiter, Richtung Zukunft

In einer dritten Phase lässt die heutige GSK die Ausgrabungen hinter sich und konzentriert sich auf die Sensibilisierung der Bevölkerung mittels Publikationen. Das Projekt der «Kunstdenkmäler der Schweiz» (KDS) wird zu ihrem Herzstück. Mit den ersten digitalen Bänden der KDS nimmt sich die GSK ihrer Aufgaben heute in aktualisierter Form an. Ebenso tut es das Landesmuseum – mittlerweile eines von drei Museen unter dem Dach des «Schweizerischen Nationalmuseums» – mit der 2012 begonnen Erweiterung und Erneuerung seiner Bauten ¹.

1 Eröffnet am 31. Juli 2016.

Deux institutions résistent au «bradage»

Dans le milieu des historien-ne-s et des archéologues ainsi que dans la population intéressée, le Musée national de Zurich et le projet des «Monuments d'art et d'histoire de la Suisse» sont aujourd'hui connus pour leur action de conservation et d'ouverture au public de l'héritage culturel matériel de la Suisse. Ferdinand Pajor, vice-directeur de la Société d'histoire de l'art en Suisse (SHAS), et Heidi Amrein, conservatrice en chef au Musée national de Zurich, se sont penchés sur l'histoire mouvementée de ces institutions.

Dans la deuxième moitié du XIX^e siècle, un vent de renouveau souffle sur le jeune Etat national suisse. Certains citoyens s'en inquiètent. Ils craignent la perte de leur patrimoine culturel. En 1880, une poignée de ces citoyens se regroupe et fonde l'«Association pour la conservation des monuments artistiques de la patrie», précurseur de la SHAS actuelle. L'association se donne pour but d'attirer l'attention sur les monuments artistiques en Suisse et de contribuer à leur conservation. Dans un premier temps, il s'agit avant tout de l'achat de bâtiments et d'objets.

En route vers un musée national ...

Afin de résister à un véritable bradage de l'héritage culturel, l'idée de fonder un musée national se fait jour. Cependant, le chemin vers cette fondation est cahoteux. Le projet est considéré comme «superflu» et rejeté violemment. A la suite de la première exposition nationale suisse en 1883, le conseiller national Friedrich Salomon Vögelin ose mener une seconde tentative – et déclenche un âpre débat. Les services cantonaux craignent l'annexion de leurs musées et le pillage de leurs arsenaux. Quand finalement le musée voit le jour, les responsables décident de le nommer, en allemand, «Landesmuseum», en espérant que cette dénomination le rende plus largement acceptable. «Un «musée national» [Nationalmuseum] n'aurait pas rencontré l'approbation générale à cette époque», selon Heidi Amrein.

... retour aux cités lacustres

Dorénavant, le «Landesmuseum» s'occupe de l'achat d'objets. L'«Association pour la conservation des monuments artistiques de la patrie» se consacre quant à elle aux fouilles archéologiques, qui fleurissent depuis la découverte des cités lacustres en 1854. Car si les citoyens helvétiques ont du mal à se soumettre à un ordre national quand il s'agit de la répartition de leur patrimoine culturel, ils ont néanmoins besoin – en accord avec le mouvement de l'époque qui

voit se fonder en Europe les Etats-nations – d'une origine commune créatrice d'identité.

... en avant vers l'avenir

Dans un troisième temps, la SHAS actuelle délaisse les fouilles et se consacre à la sensibilisation de la population au moyen de publications. Le projet des «Monuments d'art et d'histoire de la Suisse» (MAH) est le cœur de son action. Aujourd'hui, avec les premiers volumes des MAH en format numérique, la SHAS a actualisé la manière dont elle remplit ses tâches. Le Musée national de Zurich – entre-temps un des trois musées regroupés sous l'entité «Musée national suisse» – en fait de même en agrandissant et en réaménageant ses bâtiments depuis 2012¹.

1 Extension inaugurée le 31 juillet 2016.



21.10.2015 **Existe-t-il un Etat social suisse?**
ASPS | Association Suisse de Politique Sociale
SSS | Société suisse de sociologie
Fribourg, Restaurant Punkt, salle Grenette

Gibt es einen Schweizer Sozialstaat?

Die Frage, die sich hinter diesem provokativen Titel versteckt, ist folgende: Gibt es einen Schweizer Sozialstaat oder gibt es mehrere Sozialstaaten in der Schweiz? Anders ausgedrückt: Gibt es eine Schweiz der gesellschaftlichen Solidarität, oder unterliegen die Formen der Solidarität einer Fragmentierung durch den gesellschaftlichen «Kantönligeist»? Ist es eine Klischeevorstellung, dass es in Bezug auf das Gefühl von Solidarität einen Unterschied gibt zwischen der französisch- und der deutschsprachigen Schweiz, oder entspricht dies einer Tatsache? Und wenn man effektiv einen Unterschied hinsichtlich des Verständnisses der Beziehung zwischen Staat und Bürgern feststellen kann, muss man dann von einem Problem sprechen oder handelt es sich nicht vielmehr um eine Chance?

Solche Fragen wurden anlässlich des von der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie (SGS) und der Schweizerischen Vereinigung für Sozialpolitik (SVSP) organisierten Podiumsgesprächs behandelt. Vier Referierende aus dem Gebiet der Politik, der Forschung im Bereich der Gesundheit, der Arbeitslosigkeits- und der Sozialarbeit haben ihre Standpunkte dargelegt: Stéphane Rossini, Nationalratspräsident und Forschungsprofessor für Sozialarbeit und Sozialpolitik, Giuliano Bonoli, Professor am IDHEAP in Lausanne, Heidi Stutz, Bereichsleiterin Familienpolitik, Gleichstellung von Frau und Mann im Büro für arbeits- und sozialpolitische Studien BASS, Bern, und Jean-Nathanaël Karakash, Neuenburger Staatsrat und Vorsteher des Departements für Wirtschaft und Soziales.

Eine heterogene Bindung zum Terrain

Im Laufe der lebhaften Debatte wurden zwischen den Referierenden und dem Publikum verschiedene Aspekte angesprochen. In seiner Eröffnungsrede wies der Nationalratspräsident darauf hin, dass die naturgegebenen Unterschiede zwischen den Kantonen einen nicht unterschätzbaren Einfluss haben auf deren Konzeption der Rolle des Staats. Die Regionen der Schweiz unterscheiden sich stark in Bezug auf die Geografie sowie ihr demografisches und wirtschaftliches Gefüge. Sowohl in der französischen als auch in der Deutschschweiz variiert die Bindung zum Terrain von einer Region zur anderen. Diese Unterschiede spiegeln sich in der Art, wie die staatlichen Politiker verstanden und begriffen werden. Die Sozialpolitiker bilden hierbei keine Ausnahme. Innerhalb der Organisation des Gesundheitssystems spielt die Geografie eine wichtige Rolle.

Der kulturelle Einfluss der Nachbarländer

Die Perzeption des Sozialstaats der verschiedenen Sprachregionen der Schweiz unterliegt aber nicht nur den geografischen Begebenheiten, sondern auch den kulturellen Einflüssen seitens der Nachbarländer. Die Volksabstimmungen basieren ebenso sehr, wenn nicht primär, auf Darstellungen und weniger auf objektiven und rationalen Entscheidungen.

So wie die Deutschschweiz von Deutschland beeinflusst wird, unterliegt die französischsprachige Schweiz dem Einfluss Frankreichs; daher besitzen sie unterschiedliche Vorstellungen von Föderalismus und dem Subsidiaritätsprinzip. Nicht ohne Humor hat Giuliano Bonoli die Schweiz als ein Land mit amerikanischen, also liberalen Regeln definiert, in dem eher die traditionelle Sichtweise der Familie vorherrscht und das gleichzeitig von einer Mehrheit Deutscher, einigen Franzosen und wenigen Italienern bewohnt wird.

Wir haben uns daran gewöhnt: Die Karten der nationalen Wahlergebnisse in der Schweiz zeigen regelmässig den berühmt-berüchtigten «Röstigraben», der gänzlich gegensätzliche Einstellungen dies- und jenseits dieser «Grenze» trennt. Die Beziehung des Bürgers zum Staat unterscheidet sich anscheinend, je nachdem, ob er zur sprachlichen Minderheit oder zur sprachlichen Mehrheit gehört. Jean-Nathanaël Karakash hob in diesem Zusammenhang hervor, dass in der französischen Schweiz das weit verbreitete Gefühl vorherrsche, der Staat sei niemand. Oder vielmehr, dass auf alle Fälle «wir dies nicht sind». Man müsse davon ausgehen, dass in der Romandie ein schwächeres Zugehörigkeitsgefühl zur Gemeinschaft vorhanden sei, eine eher konfliktgeladene Beziehung zum Staat vorherrsche und ein geringeres Engagement als in der deutschen Schweiz bestehe, wo beispielsweise die Lobbyisten viel aktiver sind. Der soziale Druck ist folglich in der französischsprachigen Schweiz geringer als in der deutschsprachigen. Die Romands fühlen sich weniger stigmatisiert, wenn sie auf Unterstützung der Gesellschaft angewiesen sind, und nehmen bereitwilliger Sozialhilfe in Anspruch, die ihnen zusteht. Gemäss bestimmten ökonomischen Studien, die den Einfluss der kulturellen Faktoren auf die Möglichkeit untersuchten, arbeitslos zu werden und wieder ins Arbeitsleben zurückzukehren, sind unter den gleichen Bedingungen französischsprachige Schweizer im Schnitt mehrere Dutzend Tage länger arbeitslos als deutschsprachige.

Die kulturellen und linguistischen Determinanten dürfen jedoch nicht überschätzt werden. Es gilt, wie dies auch Heidi Stutz erwähnte, andere Faktoren wie die Unterschiede zwischen jungen und älteren, katholischen und protestantischen Kantonen und vor allem zwischen Stadt und Land zu berücksichtigen, denn auch diese beeinflussen die Beziehung zum Staat.

Eine Ungleichheit sozialer Dienstleistungen, jedoch ein solidarisches System, das funktioniert

Zusätzlich zur Debatte, wie die Beziehung zwischen Staat und Bürgern und die Sozialpolitik dies- und jenseits der Röstigraben betrachtet werden, warf die Diskussion eine andere Frage auf: jene der unterschiedlichen sozialen Leistungen in den verschiedenen Kantonen, unabhängig von den linguistischen Regionen. Jeder weiss beispielsweise, dass man nicht die gleichen Rechte auf Zusatzleistungen hat, je nachdem, ob man auf der einen oder der anderen Seite der Rhone im Chablais wohnt. Dort liegt, wie dies Stéphane Rossini hervorhob, das wahre Problem, vor allem, weil diese ungleiche Behandlung der Bevölkerung vom Bund nicht als politische Frage angesehen wird. Die Ungleichbehandlung ist schlicht nicht Thema der Debatte.

Andererseits kommt man nicht umhin festzustellen – dies wurde auch von allen Referierenden bestätigt –, dass das schweizerische Solidaritätssystem der Kantone untereinander gut funktioniert. Auch wenn die auf Bundesebene etablierten Instrumente nicht zwangsläufig den spezifischen Erwartungen aller Regionen gerecht werden, ermöglicht der Finanzausgleich den Arbeitslosen eines Kantons die Unterstützung durch einen anderen Kanton; dieses bemerkenswerte Modell finden einige europäische Länder beneidenswert, andere kritisieren es als «zu solidarisch». Trotz der Ungleichbehandlung ist der Finanzausgleich als Makrofaktor anzusehen, der das Sozialsystem zusammenhält.

Die künftigen Herausforderungen

Die Frage, ob die unterschiedlichen Sichtweisen in Bezug auf den Staat problematisch seien oder nicht, hätten die Referierenden wohl verneint. Für Giuliano Bonoli besteht das wahre Problem in der kritischen Masse: Ist in jedem Kanton die notwendige kritische Masse für eine ehrgeizige Politik vorhanden? Heidi Stutz ihrerseits hervorhob, dass die Ziele massgebend seien, denn diese seien wichtiger als die Mittel, die zu ihrer Erreichung aufgewendet würden. Was will man eigentlich erreichen? Hat man davon eine klare Vorstellung? Auch wenn die Frage nach den Zielen bei Jean-Nathanaël Karakash ebenso essenziell ist, hegt der Staatsrat gewisse Befürchtungen: Die Ziele, welche die Politiker in den Augen der Bevölkerung erreichen sollten, seien langfristig gesehen nicht realistisch, insbesondere nicht im Bereich der Gesundheit. Möglicherweise kann man nur mit einem besseren Finanzierungssystem Zeit gewinnen. Zudem kann man nicht auf grundsätzliche Überlegungen zur Gesellschaftsentwicklung verzichten, wenn man ein gleichermassen gerechtes wie exzellentes Gesundheitssystem aufbauen will.

Diese Sorge teilt auch Stéphane Rossini, der zweifelt, ob wir fähig seien, grundlegende Reformen in Betracht zu ziehen. Bei der Entwicklung der Bedürfnisse unserer Bevölkerung geht es um die Bereitstellung neuer Ressourcen; unser System verfügte jedoch bis heute noch nie über ein Konzept. Pragmatismus und Langsamkeit waren bezeichnend für die Art und Weise, wie den Problemen der Bevölkerung begegnet wurde. Die wirkliche Herausforderung für die künftige Generation wird sein, sich zu getrauen, gewisse strukturelle Dynamiken grundsätzlich zu überdenken, um der konstanten und immer schneller werdenden Veränderung innerhalb unserer Gesellschaft zu begegnen.

Schlussfolgerung

Um auf die im Titel provokativ gestellte Frage zu antworten: In der Schweiz existiert nicht ein, sondern es gibt 27 Sozialstaaten. Einerseits haben wir eine gemeinsame Basis, die vom Bund vorgegeben ist, und zusätzlich deren 26 kantonale Varianten oder Interpretationen, wobei die Unterschiede teilweise gross sein können. Es wurde unterstrichen, dass diese Unterschiede nicht nur im Vergleich zwischen frankophoner und deutschsprachiger Schweiz vorhanden sind, sondern sie sich auch, und vor allem, in Bezug auf das Verhältnis Land – Agglomeration – Stadt zeigen.

Das wirtschaftliche Gefüge, die Verbindung zum Ort oder das Alter der Bevölkerung wie auch kulturelle Einflüsse sind Faktoren, die in der pluralistischen Konstruktion der Sozialpolitik berücksichtigt werden müssen. Hinsichtlich solcher unterschiedlicher Ansätze und in Bezug auf die Ungleichheit der Sozialleistungen auf nationaler Ebene ist es wichtig, sich auf die Essenz der Solidarität zu konzentrieren und auf die offenen Fragen und notwendigen Reformen des Systems zu reagieren. Welchen Teil des Reichtums kann man im Kontext einer ständig sich verändernden Gesellschaft investieren, um langfristig die soziale und die territoriale Kohäsion zu sichern? Wie sollen diese Reichtümer am besten eingesetzt werden, um weniger die sozialen Ausgaben als vielmehr den Bedarf an sozialer Unterstützung möglichst zu begrenzen?

Existe-t-il un Etat social suisse?

Sous ce titre un peu provocateur, la question de fond est la suivante: existe-t-il un Etat social ou plusieurs Etats sociaux en Suisse? Autrement dit, existe-t-il une Suisse de la solidarité sociale ou les modes de solidarité sont-ils fragmentés par des formes de «cantonalisme» social? Est-ce que le diagnostic d'une différence entre Suisse romande et Suisse alémanique au niveau du sentiment de solidarité n'est qu'un lieu commun ou est-il fondé? Et si l'on constate une diversité des approches dans la manière de concevoir le lien entre Etat et citoyens, peut-on parler d'un problème ou ne serait-ce pas plutôt un atout?

Telles sont les questions qui ont été au cœur des réflexions de la table ronde organisée conjointement par la Société suisse de sociologie (SSS) et par l'Association Suisse de Politique Sociale (ASPS). Pour y répondre, quatre intervenant-e-s issus de la sphère politique et du monde de la recherche dans les domaines de la santé, du chômage et de l'aide sociale ont échangé leurs points de vue: Stéphane Rossini, président du Conseil national et professeur-chercheur en sciences sociales, Giuliano Bonoli, professeur à l'Institut de hautes études en administration publique (IDHEAP, Unil), Heidi Stutz, responsable des secteurs Politique familiale et égalité entre hommes et femmes, Büro für arbeits- und sozialpolitische Studien (BASS), Bern, et Jean-Nathanaël Karakash, conseiller d'Etat neuchâtelois en charge du Département de l'économie et de l'action sociale (DEAS).

Un lien au terrain hétérogène

De nombreux aspects ont été soulevés lors des très riches échanges entre les intervenant-e-s ainsi qu'avec le public. En ouvrant les débats, le président du Conseil national a souligné l'influence non négligeable qu'exercent les différences naturelles entre les cantons sur la conception que se font ces derniers du rôle de l'Etat. La Suisse comprend des régions aux configurations fort diverses en termes de géographie, et, partant, de démographie et de tissu économique. Le lien au terrain varie d'une région à l'autre, aussi bien en Suisse romande qu'en Suisse alémanique. Cette diversité a naturellement un impact sur la manière de construire et d'appréhender les politiques publiques. Les politiques sociales ne font pas exception à la règle. Ainsi, par exemple, la géographie joue-t-elle un rôle primordial dans l'organisation du système de santé.

L'influence culturelle des pays voisins

A ce facteur géographique viennent bien entendu s'ajouter les indéniables influences culturelles des pays voisins sur la manière qu'ont les différentes régions

linguistiques de Suisse de construire l'Etat social. Les décisions que la population est amenée à prendre se basent sans aucun doute autant, sinon davantage, sur des représentations que sur des éléments objectifs et rationnels. Ainsi, influencés respectivement par l'Allemagne et la France, Suisses alémaniques et Suisses romands ont une approche différente du fédéralisme et du principe de subsidiarité. Non sans une pointe d'humour, Giuliano Bonoli a défini la Suisse comme un pays doté de règles américaines, libérales donc, où domine cependant une vision plutôt traditionnelle de la famille, et habité à la fois par une majorité d'Allemands, un certain nombre de Français et une petite minorité d'Italiens.

Nous y sommes habitués: les cartes de la Suisse synthétisant les résultats des votations fédérales mettent régulièrement en évidence le fameux «Röstigraben», par des couleurs radicalement opposées de part et d'autre de cette «frontière». La relation du citoyen à l'Etat n'est pas la même, de toute évidence, selon que l'on appartient à la majorité ou aux minorités linguistiques. Jean-Nathanaël Karakash a souligné à ce propos le sentiment largement partagé en Suisse romande que l'Etat, ce n'est personne. Ou plutôt que «ce n'est pas nous», en tous les cas. On observerait ainsi en Romandie un plus faible sentiment d'appartenance à la communauté, une relation à l'Etat plus conflictuelle, un engagement moindre qu'en Suisse alémanique, où les lobbys sont par exemple beaucoup plus actifs. La pression sociale serait par conséquent moins grande en Suisse romande qu'en Suisse alémanique. Les Suisses romands se sentiraient moins jugés quand ils ont besoin d'aide de la communauté et recourraient par conséquent plus volontiers à l'aide sociale à laquelle ils ont droit. Il est rapporté que certaines études économétriques, analysant l'impact des facteurs culturels sur la probabilité d'entrer au chômage et d'en sortir, sont même arrivées à la conclusion qu'être de langue maternelle française plutôt qu'allemande prolongerait le temps de la recherche d'emploi de plusieurs dizaines de jours, toutes conditions étant égales par ailleurs.

Cela dit, les déterminants culturels et linguistiques ne doivent pas être surestimés. D'autres facteurs, comme les différences entre jeunes et moins jeunes, cantons catholiques et protestants, et surtout campagne et villes, comme l'a également noté Heidi Stutz, entrent en ligne de compte et influencent la relation à l'Etat.

Une inégalité des prestations sociales mais un système de solidarité qui fonctionne

En plus du débat sur les différences, de part et d'autre de la barrière de röstigraben, dans la manière d'envisager le lien entre Etat et citoyens et d'appréhender les politiques sociales, la discussion a mis en avant une autre question: celle de la variation des prestations sociales entre les cantons, indépendamment des ré-

gions linguistiques. Chacun sait que l'on n'a pas droit aux mêmes prestations selon que l'on habite d'un côté ou de l'autre du Rhône dans le Chablais, par exemple. Là réside peut-être le vrai problème, comme l'a souligné Stéphane Rossini, ce d'autant plus que cette inégalité de traitement entre les citoyens n'est étonnamment pas perçue comme étant une question politique par la Berne fédérale. La question des inégalités ne fait tout simplement pas débat.

Mais par ailleurs, force est de constater que le système suisse de solidarité entre cantons fonctionne bien, comme l'ont noté l'ensemble des intervenant-e-s. Si les outils mis en place au niveau fédéral ne correspondent pas forcément aux attentes singulières de chaque région, le système de transfert des richesses permet aux chômeurs d'un canton de bénéficier d'aides récoltées dans un autre canton; un ciment institutionnel assez remarquable, envié par certains pays européens ou jugé parfois même «trop solidaire». Par-delà les inégalités, la péréquation financière agit donc comme un facteur macro qui fédère le système social.

Les défis pour l'avenir

A la question de savoir si la diversité des manières de concevoir le rôle de l'Etat constitue un problème ou non, les intervenants répondraient plutôt par la négative. Pour Giuliano Bonoli, le vrai problème est celui de la masse critique: a-t-on dans tous les cantons la masse critique nécessaire pour mettre en place des politiques ambitieuses? Heidi Stutz a souligné quant à elle la question décisive des objectifs. Les buts sont plus importants que les moyens d'y parvenir. Quel objectif vise-t-on au juste? A-t-on des idées claires sur ce que l'on souhaite atteindre? Si la question des buts est également essentielle aux yeux de Jean-Nathanaël Karakash, le conseiller d'Etat n'a pas caché certaines craintes: les buts que la population souhaite voir poursuivis par les politiques ne seraient pas réalistes à long terme, en particulier dans le domaine de la santé. On ne peut probablement que gagner du temps avec un meilleur système de financement. Mais on ne pourra faire l'économie d'une réflexion profonde sur l'évolution de la société si l'on veut atteindre un système de soin à la fois égalitaire et excellent.

Cette dernière préoccupation est partagée par Stéphane Rossini, qui s'avoue un peu dubitatif quant à notre capacité à envisager des réformes systémiques. Il s'agit de dégager de nouvelles ressources pour répondre à l'évolution des besoins de notre société. Mais notre système s'est construit jusqu'à présent sans concept. Pragmatisme et lenteur ont défini la manière dont nous avons tâché d'apporter des solutions aux problèmes de la population. Le vrai défi sera, pour la génération qui vient, d'oser repenser en profondeur certaines dynamiques structurelles pour faire face à la mutation constante et accélérée de notre société.

En conclusion

Pour répondre à la provocation du titre, on pourrait dire en conclusion qu'il existe, en Suisse, non pas un mais 27 Etats sociaux: un socle commun donné par la Confédération et ses 26 variations ou interprétations cantonales, dont les différences peuvent être massives. Il a été souligné que ces divergences ne renvoient pas seulement dos à dos Suisse romande et Suisse alémanique, mais opposent aussi, sinon avant tout, les campagnes, les agglomérations et les villes. Le tissu économique, le lien au terrain ou encore l'âge de la population sont autant de facteurs qui entrent en ligne de compte, en plus des influences culturelles, dans la construction plurielle des politiques sociales. Face à cette diversité des approches et à l'inégalité des prestations sociales qui en résulte à l'échelle nationale, il est important de se concentrer sur le noyau dur de la solidarité et de faire face aux questionnements et aux réformes systémiques qui s'imposent. Dans le contexte d'une société en perpétuelle mutation, quelle part des richesses produites peut-on investir pour assurer à long terme la cohésion sociale et territoriale? Comment utiliser au mieux ces richesses dans l'objectif de limiter au maximum non pas tant les dépenses d'assistance que le besoin d'assistance?



21.10.2015 Welche Schweiz erleben Sie?

Perspektiven von MigrantInnen und Second@s

SAG | Schweizerische Asiengesellschaft

SGR | Schweizerische Gesellschaft für Religionswissenschaft

SThG | Schweizerische Theologische Gesellschaft

SGMOIK | Schweizerische Gesellschaft Mittlerer Osten und Islamische Kulturen

SEG | Schweizerische Ethnologische Gesellschaft

Zürich, Volkshaus

Woher kommst du?

Aus der Sicht unterschiedlicher geistes- und sozialwissenschaftlicher Disziplinen wurden die Schweiz und das Schweizerische im Rahmen der Veranstaltungsreihe «La Suisse existe – La Suisse n'existe pas» bisher diskutiert. Einen Perspektivenwechsel der anderen Art nahm die von fünf Fachgesellschaften gemeinsam organisierte Veranstaltung im Zürcher Volkshaus vor. In einer umsichtig moderierten Diskussion gab sie denjenigen Schweizerinnen und Schweizern das Wort, die in erster oder zweiter Generation hier leben.

Wie wird die Schweiz von denjenigen wahrgenommen, die in erster oder zweiter Generation hier leben? Von jenen, für welche die scheinbar einfache Frage «Woher kommst du?» einem Anzug gleicht, in den man nicht passt – den man allerdings immer wieder anprobieren und tragen muss? Auf der Suche nach Antworten hierauf setzte die von der Schweizerischen Asiengesellschaft (SAG), der Schweizerischen Gesellschaft Mittlerer Osten und Islamische Kulturen (SGMOIK), der Schweizerischen Gesellschaft für Religionswissenschaft (SGR), der Schweizerischen Theologischen Gesellschaft (SThG) und der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft (SEG) durchgeführte Veranstaltung die Lebenswelten von fünf geladenen Gästen in den Vordergrund. Moderiert wurde die Runde von Rohit Jain, Sozialanthropologe mit Forschungsschwerpunkt unter anderem in Identitätsfragen von Inderinnen und Indern der zweiten Generation in der Schweiz.

Eine Öffentlichkeit für (scheinbar) individuelle Lebenswelten

Der Abend stand nicht im Zeichen der Wortneuschöpfungen und der Verhandlung politisch korrekter Bezeichnungen. Nur am Rande wurden Begriffe wie «Migrationshintergrund», «Integration» und «Secondo» problematisiert. Souverän navigierte Rohit Jain an möglichen Begriffskämpfen vorbei, hin zu den individuellen Geschichten und Lebenswelten – in denen sich doch Parallelen erkennen lassen.

Es sind Geschichten, die vom Prozess erzählen, eigene Strategien im Umgang mit dem Ausgeschlossensein zu entwickeln – bei der Studentin Migmar Dhakyal führte dieser beispielsweise dazu, sich politisch für den Tibet zu engagieren. Geschichten von verblüffenden Vorurteilen: Wie kann es sein, dass er und all seine befreundeten Imane nach Ansicht vieler Schweizer «gar nicht wie ein Imam aussehen»?., fragt Muris Begovic. Oder Geschichten von religiösen Kontexten als Orten, an denen sich die sogenannte «Mehrfachzugehörigkeit» auf einmal nicht anstrengend, sondern gut anfühlt.

D'où viens-tu?

La Suisse et l'«helvétisme» ont fait l'objet de débats sous divers aspects des sciences humaines et sociales lors de la série de manifestations «La Suisse existe – La Suisse n'existe pas». La manifestation organisée par cinq sociétés membres à la «Volkshaus» (Maison du peuple) à Zurich a introduit un changement de perspective. Dans un débat intelligemment modéré, la parole a été donnée aux Suissesses et Suisses de première ou deuxième génération qui vivent ici.

Comment la Suisse est-elle perçue par ceux qui y vivent en première ou deuxième génération? Par ceux pour qui la question apparemment anodine «D'où viens-tu?» ressemble à un costume mal taillé – qu'ils sont pourtant régulièrement sommés d'endosser? A la recherche de réponses, la manifestation organisée par la Société Suisse-Asie, la Société Suisse Moyen Orient et Civilisation Islamique (SSMOCI), la Société suisse pour la science des religions (SSSR), la Société suisse de théologie (SSTh) et la Société suisse d'ethnologie (SSE) a mis en lumière les univers de cinq invités. Le débat a été modéré par Rohit Jain, anthropologue, dont les recherches s'attachent principalement à la question de l'identité des Indiennes et Indiens de deuxième génération en Suisse.

Un éclairage sur des vécus (apparemment) individuels

La soirée n'a pas été consacrée à la création de néologismes ni à un débat sur le «politiquement correct». Des expressions comme «immigré», «intégration» et «secondo» ont simplement été évoquées. Rohit Jain a navigué souverainement, en évitant les batailles de concepts, pour en arriver aux histoires et vécus individuels – qui montrent pourtant un certain nombre de points communs.

Des histoires qui illustrent les stratégies mises en œuvre par chacun et chacune pour répondre à l'exclusion, comme celle de Migmar Dhakyal, par exemple, cette étudiante qui a choisi de s'engager politiquement en faveur du Tibet. Des histoires de préjugés étonnants, aussi: Comment est-il possible, demande Muris Begovic, imam, que de nombreux Suisses trouvent que lui et ses amis imams «ne ressemblent pas à des imams»? Ou encore des histoires où les «pluri-appartenances» religieuses et culturelles ne sont pas un fardeau, mais un enrichissement.



4.11.2015 **«Die Schweiz existiert, ich bin ihr begegnet» II:**
Die Schaffung eines einheitlichen Bildes der Schweiz
im Ausland – Gebäude und Kunstsammlungen
GSK | Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte
NIKE | Nationale Informationsstelle zum Kulturerbe
VKKS | Vereinigung der Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker in der Schweiz
Bern, Haus zum Distelzwang

Wie Schweizer Bilder das Bild der Schweiz im Ausland formen

Wenn es darum geht, im Ausland ein Bild der Schweiz zu vermitteln, spielen Kunst und Kultur eine wichtige Rolle. An der Veranstaltung der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (GSK), der Nationalen Informationsstelle zum Kulturerbe (NIKE) und der Vereinigung der Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker der Schweiz (VKKS) berichteten Andreas Münch, Leiter der Kunstsammlungen des Bundes, und Jean-Philippe Jutzi, Kulturattaché der Schweizer Botschaft in Paris, von ihrer Arbeit. Ein Einblick in die Fragen und Antworten des Abends.

Was hat die Gottfried Keller-Stiftung mit Gottfried Keller zu tun?

Sehr wenig. Dafür sehr viel mit einer Liebestragödie von Weltformat.

Lydia Welti-Escher, Tochter des Industriemagnaten Alfred Escher und Gattin des Bundesratssohns Friedrich Welti, vermachte 1890 ihr gesamtes Vermögen dem Bund. Mit der Schenkung verbunden war der Auftrag, Schweizer Kunst für Schweizer Museen anzukaufen. Als Lydia die Stiftung nach ihrem Geliebten Karl Stauffer benennen wollte, einem Schweizer Maler und Bildhauer, intervenierte die Familie und schlug einen Freund der Familie als Namensvetter vor, den Schriftsteller Gottfried Keller. Die Familie setzte sich durch, Lydia nahm sich kurz nach dem Zustandekommen der Stiftung das Leben. Geblieben ist die vielleicht bedeutendste Stiftung zum Erwerb von Schweizer Kunst auf dem nationalen und dem internationalen Markt und eine Sammlung von rund 600 Werken. Zusammen mit der Bundeskunstsammlung wird diese seit 2012 unter der Bezeichnung «Kunstsammlungen des Bundes» von der Eidgenossenschaft verwaltet.

Weshalb dominiert in der Bundeskunstsammlung die sogenannte «Flachware»?

Weil Malereien, Zeichnungen, Fotografien und Druckgrafiken besser in eine Amtsstube passen als eine Performance oder eine raumgreifende Installation.

Seit ihren Anfängen in den 1880er-Jahren verstand sich die Bundeskunstsammlung als Fördermittel für Kunschtchaffende. Der Ankauf von Werken wurde als schlüssige Form hierzu erachtet. Im Zuge der sich aufbauenden Bundesverwaltung setzte man den Fokus dabei auf «flache Kunst», die sich zur Ausschmückung der Amtsräume eignete. Diese Entstehungsbedingungen prägen das Profil

der Sammlung bis heute. Immaterielle oder materiell sperrige Werke werden nur auf ausdrücklichen Wunsch vonseiten eines Museums angekauft.

Weshalb sind die Werke der Bundeskunstsammlung nicht in einem Museum versammelt?

Das werden sie sehr bald sein – zumindest virtuell.

Von den rund 21 000 Werken der Bundeskunstsammlung lagern circa 10 000 im Depot, die übrigen befinden sich als Dauerleihgaben in Schweizer Museen sowie in Gebäuden der Bundesverwaltung im In- und Ausland. Diese dezentrale Aufbewahrung trägt wesentlich zum geringen Bekanntheitsgrad der Sammlung in der Bevölkerung bei. Darüber hinaus bringt sie für viele Werke manch strapaziöse Reise mit sich. Würde man die Sammlung also nicht besser in ein neu zu gründendes «Schweizer Nationalmuseum» stecken? Ja und nein.

Die wertvollsten Exemplare der Bundeskunstsammlung sind bereits jetzt in Museen platziert und somit öffentlich zugänglich. Für die Gründung eines Nationalmuseums müssten sie aus ihrem Kontext gerissen werden. Zudem ist die Schweizer Museumslandschaft bereits gut bestückt. Die Werke im Ausland wiederum könnten ihre Funktion als Vermittler zwischen den Kulturen nicht mehr erfüllen. Mehr Öffentlichkeit für die Sammlung wäre nichtsdestotrotz wünschenswert. In der Kulturbotschaft für die Jahre 2016–20 ist deshalb festgehalten, dass die Werke online über eine «virtuelle Nationalgalerie» zugänglich gemacht werden sollen.

Welche Instrumente hat der Bund, um im Ausland mittels Kultur ein Bild der Schweiz zu vermitteln?

Neben den «Kunstsammlungen des Bundes», die dem Bundesamt für Kultur angehören, sind zum einen Pro Helvetia, zum anderen die Schweizer Botschaften mit dieser Aufgabe betraut.

Die nationale Stiftung Pro Helvetia fördert das künstlerische Schaffen aus der Schweiz mit Blick auf nationale sowie internationale Ausstrahlung. Sie unterhält acht sogenannte «Aussenstellen», darunter das «Centre Culturel Suisse» in Paris, das «Istituto Svizzero» in Rom oder etwa das Verbindungsbüro in Johannesburg. Die Botschaften hingegen betreiben nicht Kulturförderung, sondern Kulturdiplomatie. Mittels Kunst und Kultur werden Beziehungen gepflegt und bilaterale Prozesse ins Rollen gebracht. In rund einem Dutzend Ländern gibt es die eigens hierfür geschaffene Vollzeitstelle des Kulturattachés.

Comment l'art pictural suisse contribue à l'image de la Suisse à l'étranger

L'art et la culture jouent un rôle important dans la communication d'une image de la Suisse à l'étranger. Lors de la manifestation de la Société d'histoire de l'art en Suisse (SHAS), du Centre national d'information sur le patrimoine culturel (NIKE) et de l'Association suisse des historiens et historiennes de l'art (ASHHA), Andreas Münch, directeur des Collections d'art de la Confédération, et Jean-Philippe Jutzi, attaché culturel de l'Ambassade de Suisse à Paris, ont parlé de leur travail. Voici un aperçu des questions et réponses de la soirée.

Quel est le lien entre la Fondation Gottfried Keller et l'écrivain éponyme?

Il n'y en a pas vraiment. Sauf peut-être à travers une tragédie amoureuse d'envergure mondiale.

Lydia Welti-Escher, fille du magnat de l'industrie Alfred Escher et épouse de Friedrich Welti, fils de conseiller fédéral, légua en 1890 l'intégralité de sa fortune à la Confédération. Cette donation fut liée à l'obligation d'acquérir des œuvres d'art suisse pour les musées suisses. Lorsque Lydia voulut donner à la fondation le nom de son amant Karl Stauffer, un peintre et sculpteur suisse, sa famille intervint et proposa le nom d'un ami de la famille, l'écrivain Gottfried Keller. La famille imposa son choix, et Lydia se suicida peu après la réalisation de la fondation. Ce qui en est resté est sans doute la fondation pour l'acquisition d'art helvétique la plus importante sur le marché national et international, ainsi qu'une collection d'environ 600 œuvres. Depuis 2012, cette dernière et la Collection d'art de la Confédération sont regroupées sous le nom de «Collections d'art de la Confédération».

Pourquoi la Collection d'art de la Confédération contient-elle avant tout des œuvres picturales et graphiques?

Parce que les peintures, dessins, photographies et gravures s'intègrent mieux dans les bureaux de l'administration qu'une performance ou une installation dans l'espace.

Depuis ses débuts dans les années 1880, la Collection d'art de la Confédération se comprend comme un moyen de promotion pour les artistes. L'achat d'œuvres a été considéré comme une solution pertinente à cette fin. Au cours de l'installation de l'administration fédérale, l'accent a été mis sur l'art pictural, qui se prête à la décoration des locaux administratifs. Cette genèse continue à marquer la

collection jusqu'à nos jours. Des œuvres immatérielles ou volumineuses ne sont achetées que sur demande expresse de la part d'un musée.

Pourquoi les œuvres de la Collection d'art de la Confédération ne sont-elles pas rassemblées dans un musée?

C'est ce qu'elles seront bientôt – au moins virtuellement.

Sur les 21 000 œuvres que compte la Collection d'art de la Confédération, environ 10 000 sont en dépôt; les autres sont en prêt permanent dans des musées suisses ainsi que dans des bâtiments de l'administration fédérale en Suisse et à l'étranger. Cette conservation décentralisée est dans une large mesure responsable du peu de notoriété de la collection auprès de la population. En outre, cela signifie pour de nombreuses œuvres des voyages éprouvants. Ne conviendrait-il pas de rassembler la collection dans un «Musée national suisse» qui reste à fonder? Oui et non.

Les œuvres les plus précieuses se trouvent déjà dans des musées et sont donc accessibles au public. Pour fonder un musée national, il faudrait les arracher à leur contexte. De plus, le paysage muséal suisse est déjà bien doté. Quant aux œuvres à l'étranger, elles ne pourraient plus remplir leur fonction de médiation entre les cultures. Ceci dit, plus d'ouverture au public serait souhaitable. Aussi le message culture pour les années 2016-20 prévoit-il une accessibilité des œuvres sur une «galerie nationale virtuelle» en ligne.

De quels instruments la Confédération dispose-t-elle pour transmettre, par la culture, une image de la Suisse à l'étranger?

A part les «Collections d'art de la Confédération», qui sont rattachées à l'Office fédéral de la culture, deux institutions sont chargées de cette mission: Pro Helvetia et les ambassades suisses.

La fondation nationale Pro Helvetia encourage la création artistique suisse en vue d'un rayonnement national et international. Elle gère huit «antennes», dont le «Centre Culturel Suisse» à Paris, l'«Istituto Svizzero» à Rome et le bureau de liaison à Johannesburg. Les ambassades, quant à elles, n'ont pas pour mission le soutien culturel mais la diplomatie culturelle. Elles entretiennent des relations et initient des processus bilatéraux à l'aide de l'art et de la culture. Dans une douzaine de pays, la Suisse a créé un emploi à plein temps d'attaché culturel spécialement à cet effet.



11.11.2015 Die Schweiz (er)finden. Der Helvetismus des 18. Jahrhunderts als Laboratorium der Nation
SGEAJ | Schweizerische Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts
Bern, Universität

Der Blick des 18. Jahrhunderts auf die Schweiz

Wie in keiner anderen Zeit war im 18. Jahrhundert die Frage virulent, ob beziehungsweise in welchem Sinne es die Schweiz gibt. Eine im Rahmen der Reihe «La Suisse existe – La Suisse n'existe pas» von der Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts durchgeführte Veranstaltung thematisierte den «Helvetismus» jener Epoche als Quelle für die spätere Ausbildung der schweizerischen Nationalidee.

«Als *dix-huitiémistes* fühlen wir uns in besonderem Masse zur Beantwortung der Frage aufgerufen, ob und inwiefern *die* Schweiz existiert», eröffnete André Holenstein, Professor für ältere Schweizer Geschichte und vergleichende Regionalgeschichte an der Universität Bern, den Abend. In seinem Referat zeigte er auf, dass die Zeit der späten Aufklärung wie keine andere davor von der Frage geprägt war, was die Nation Schweiz ausmache – sprich, worin sich der Zusammenhalt der zahlreichen partikularen Kleinstaaten und Herrschaftsgebiete begründen liesse, und welcher unverwechselbare Nationalcharakter den Bewohnern dieses Landes eigen sei.

Anhand zeitgenössischer Antworten auf diese Fragen zeichnete André Holenstein einen «Diskurs des Niedergangs» nach. Im Vergleich zu den Monarchien ringsum sei die Lage der Schweiz damals als prekär beurteilt worden und der Helvetismus – verstanden als eine spezifisch schweizerische Ausprägung des damaligen Geisteslebens – einer geistigen Elite vorbehalten gewesen.

Mächtige Berge für eine schwache Schweiz

War sie tatsächlich von so viel Unsicherheit gekennzeichnet, die Zeit der «Erfindung der Nation»? Die Podiumsgäste – Prof. Simona Boscani Leoni (UniBE), Prof. François Rosset (UniL), Timothée Léchoth (UniNE) und Helder Mendes Baião (UniL) – rückten mit ihren Antworten Unterscheidungen in den Vordergrund, die noch heute hilfreich sein mögen im Nachdenken über die Frage, wie es um die Identität der Nation Schweiz steht. Skizziert wurde etwa die Unterscheidung zwischen (literarisch zum Ausdruck gebrachtem) *Bewusstsein* und (durch politische und militärische Handlungen erzeugtem) *Sein*, zwischen *Fremd-* und *Selbstbild* oder zwischen dem *Selbstbild* und dem *Selbst*, welches dieses Bild seiner selbst konstruiert. «Weshalb», fragte André Holenstein mit Bezug zu dieser letzten Unterscheidung zum Schluss in die Runde, «wenn nicht aufgrund gewaltiger mangelnder Gemeinsamkeiten, musste die Schweiz das Bild der Berge damals in dem Masse als identitätsstiftend hochhalten?»

Le regard du XVIII^e siècle sur la Suisse

Le XVIII^e siècle s'est plus qu'aucune époque précédente préoccupé de la question de l'existence de la Suisse. Dans le cadre de la série «La Suisse existe – La Suisse n'existe pas», la Société pour l'étude du XVIII^e siècle a organisé une manifestation dont le thème central a été l'«helvétisme» de cette époque comme origine de la formation ultérieure de l'idée nationale suisse.

André Holenstein, professeur d'histoire de la Suisse de l'Ancien Régime et d'histoire régionale comparée à l'Université de Berne, a ouvert la soirée par ces mots: «En tant que *dix-huitiémistes* nous nous sentons particulièrement invités à répondre à la question de savoir si et dans quelle mesure *la Suisse existe.*» Dans son exposé, il a démontré que le siècle des Lumières finissant était plus que toutes les époques précédentes concerné par la question de l'identité de la nation Suisse, c'est-à-dire la question de savoir quel est le fondement de la cohésion de ces nombreux mini-Etats et territoires particuliers et quel est le caractère national distinctif des habitants de ce pays.

En s'appuyant sur des réponses contemporaines, André Holenstein a retracé un «discours du déclin». Comparée aux monarchies voisines, la position de la Suisse aurait été considérée à l'époque comme précaire, et l'helvétisme – comme expression spécifiquement suisse de la vie intellectuelle de l'époque – aurait été réservé à une élite cultivée.

De puissantes montagnes pour une faible Suisse

L'époque de l'«invention de la nation» a-t-elle vraiment été caractérisée par autant d'incertitude? Dans leurs réponses, les invités à la table ronde – Prof. Simona Boscani Leoni (UniBE), Prof. François Rosset (UniL), Timothée Léchot (UniNE) et Helder Mendes Baiao (UniL) – ont mis en avant des clivages qui pourraient encore être utiles à une réflexion actuelle sur l'identité de la nation Suisse. Ainsi, par exemple, la distinction entre la *conscience* (exprimée dans la littérature) et l'*être* (construit par des actions politiques et militaires), ou celle entre la *perception par autrui* et la *perception de soi*, ou encore le distinguo entre l'*image de soi* et ce *soi* constructeur de cette image. Dans l'esprit de cette dernière distinction, André Holenstein s'est adressé au public avec une ultime question: «Pourquoi la Suisse aurait-elle eu tant besoin de mettre en exergue l'image de la montagne créatrice d'identité si ce n'est parce qu'elle manquait terriblement de points communs?»



12.4.2016 **Utopie Schweiz**
SGV | Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Basel, KultKino Atelier

Fuss fassen im Neuland

Anna Thommens Erstlingswerk «Neuland» eröffnet einen ebenso berührenden wie erfrischenden Einblick in den Integrationsprozess einer Gruppe Jugendlicher. Die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde holte den vielfach preisgekrönten Film im Rahmen der Veranstaltungsreihe «La Suisse existe – La Suisse n'existe pas» nochmals auf die Leinwand und lud die Regisseurin zum Gespräch.

Zwei Jahre lang hat Anna Thommen die Basler «Integrations- und Berufswahlklasse» – ein staatliches Schulangebot, das frisch in die Schweiz eingereisten Jugendlichen zwischen 16 und 20 Jahren offensteht – mit ihrem Kamerateam begleitet. Wir, das Publikum im Kinosaal, begleiten die Klasse während neunzig Minuten: von den ersten Notizen ins Schulheft über den Versuch, das Wort «Schnupperlehre» beim Telefongespräch mit einem potenziellen Arbeitgeber über die Lippen zu bringen, bis zum Abschiedessen am Ende des Films und am Ende der zweijährigen Ausbildungszeit.

Was bleibt, ist ein wohltuend erfrischender Nachgeschmack. Dieser beruht darauf, dass «Neuland» die medial omnipräsente Thematik der Integration ins Konkrete holt. Dorthin, wo sich Vorurteile aufzulösen beginnen und der Komplexität und Widersprüchlichkeit von Lebenssituationen und Biographien Platz machen.

Berührend ist dieser Einblick, weil Anna Thommen das Kunststück gelingt, die Jugendlichen in ihrer Individualität darzustellen, ohne ihnen dabei zu nahe zu treten und uns zu Voyeuren persönlicher Schicksale zu machen. Und beeindruckend ist dieser Einblick, weil er uns klar macht, welch doppelte Herausforderung diese Jugendlichen zu meistern haben: die Integration in eine ihnen fremde Kultur zum einen, die Integration in die Berufs- und Erwachsenenwelt zum anderen. Letztere ist ein Prozess, den jeder junge Mensch durchläuft, wenn er seinen Platz in dieser Gesellschaft sucht – wenn er sich auf Lehrstellen bewirbt, Absagen einsteckt, sich erneut bewirbt. Es ist ein Prozess, der vor allem eins fordert: Ausdauer. Für jemanden, der gerade erst in der Schweiz angekommen ist, erst recht. Entsprechend ernüchternd und doch wenig erstaunlich ist Anna Thommens Aussage im Publikumsgespräch nach der Filmvorführung. Noch immer ist sie mit den Jugendlichen in Kontakt und weiss: «Integration ist ein langer Prozess. Wo mein Film aufhört, fängt es erst richtig an.»

Prendre pied en terre inconnue

«Neuland», la première œuvre d'Anna Thommen, propose un regard aussi touchant que rafraîchissant sur le processus d'intégration d'un groupe de jeunes. Dans le cadre de la série de manifestations «La Suisse existe – La Suisse n'existe pas», la Société Suisse des Traditions Populaires a remis ce film plusieurs fois primé au programme et a invité la réalisatrice à un débat avec le public.

Pendant deux ans, Anna Thommen et son équipe de tournage ont accompagné la «classe d'intégration et d'orientation professionnelle» de Bâle, une offre de l'école publique ouverte aux jeunes étrangers âgés de 16 à 20 ans qui viennent d'arriver en Suisse. Dans la salle du cinéma, nous accompagnons la classe pendant 90 minutes: des premières notes griffonnées sur un cahier d'exercice, en passant par la tentative de prononcer le mot «Schnupperlehre» (stage d'information professionnelle) lors de l'entretien téléphonique avec un employeur potentiel jusqu'au repas d'adieu, à la fin des deux années de formation, sur lequel se clôt le film.

Le spectateur en garde un souvenir agréablement rafraîchissant dû au fait que «Neuland» rend concrète cette thématique de l'intégration omniprésente dans les médias. La caméra se place là où les préjugés commencent à s'estomper et cèdent la place à la complexité et aux paradoxes de la vie et du parcours de chacun.

Ce regard est d'autant plus touchant qu'Anna Thommen réussit le tour de force de montrer ces jeunes dans leur singularité sans être intrusive, en respectant une distance qui nous garde de tomber dans le voyeurisme. Et cette approche est impressionnante parce qu'elle nous fait comprendre le double défi que doivent affronter ces jeunes: l'adaptation à une culture étrangère d'une part, et d'autre part l'intégration dans le monde du travail et des adultes; processus d'intégration par lequel passe tout adolescent lorsqu'il cherche sa place dans la société – lorsqu'il postule pour des places d'apprentissage, essuie des refus et pose à nouveau sa candidature. Ce processus demande surtout une chose: de la persévérance. A fortiori pour quelqu'un qui vient tout juste d'arriver en Suisse. Ainsi, Anna Thommen a tiré un bilan sobre mais guère surprenant lors du débat qui a suivi la projection du film. Elle est restée en contact avec ces jeunes, et elle sait que «l'intégration est un long processus qui commence véritablement là où [son] film s'achève.»

SAGW

Die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) vermittelt, vernetzt und fördert die geistes- und sozialwissenschaftliche Forschung in der Schweiz. Ihr gehören 60 Fachgesellschaften und rund 20 Kommissionen an und sie leitet mehrere grosse Forschungsunternehmen. Sie versteht sich als Mittlerin zwischen Forschenden und wissenschaftlich interessierten Personen einerseits und politischen EntscheidungsträgerInnen, Behörden und einer breiteren Öffentlichkeit andererseits. Die SAGW verfügt über ein Budget von rund 10 Millionen Franken und wird von einem Vorstand mit 18 Mitgliedern aus Wissenschaft, Politik und Verwaltung geleitet. Im Generalsekretariat arbeiten 13 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

ASSH

L'Académie suisse des sciences humaines et sociales (ASSH) communique, coordonne et encourage la recherche en sciences humaines et sociales en Suisse. En tant qu'organisation faitière, elle regroupe 60 sociétés savantes et 20 commissions scientifiques. Elle dirige également plusieurs entreprises de recherche de taille importante. L'ASSH fonctionne comme intermédiaire entre d'une part des chercheurs et des personnes intéressées au domaine scientifique, et, d'autre part, les organes exécutifs, les autorités et le grand public. Disposant d'un budget annuel de 10 millions de francs environ, elle est dirigée par un Comité de dix-huit membres issus de la communauté scientifique, de la politique et de l'administration. Le Secrétariat général compte treize collaboratrices et collaborateurs.

